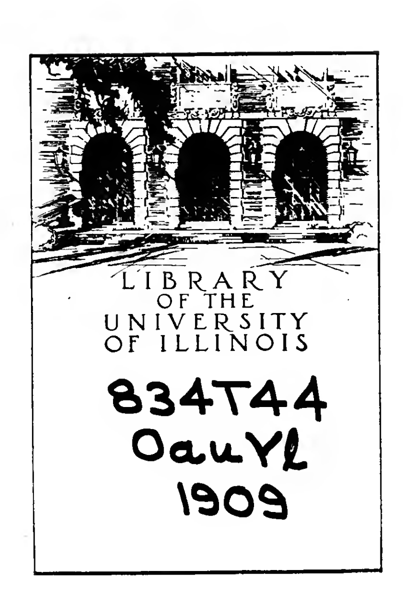
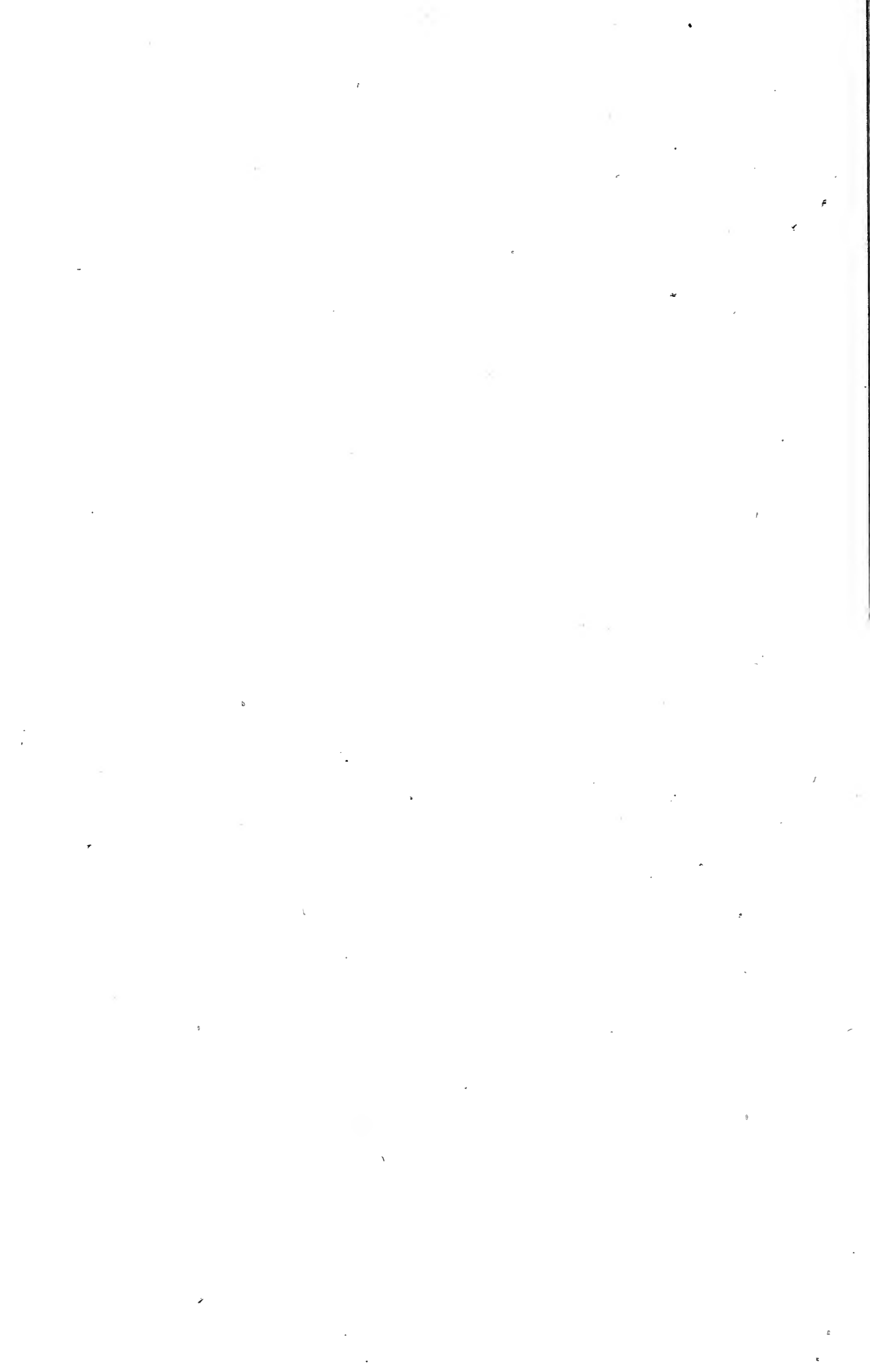






TIECKS NOVELLE

„DER AUFRUHR IN DEN CEVENNEN“

EINE LITERARHISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

HANS LEBEDE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1909



TIECKS NOVELLE

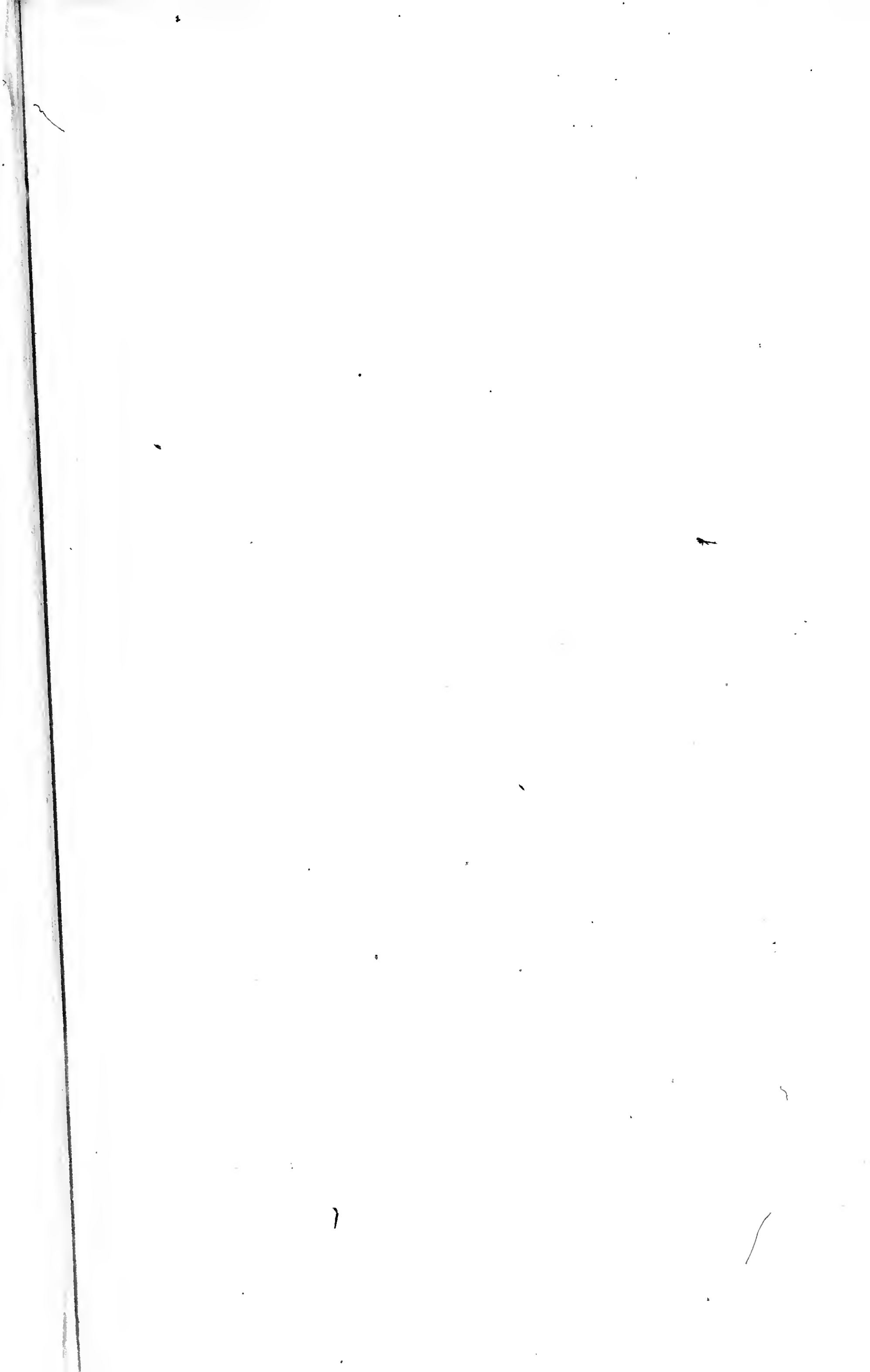
„DER AUFRUHR IN DEN CEVENNEN“

EINE LITERARHISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

HANS LEBEDE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1909



HERRN PROFESSOR Dr. BRENNER

IN WÜRZBURG

IN AUFRICHTIGER VEREHRUNG UND DANKBARKEIT

ZUGEEIGNET

„Die Philologie ist eine Wissenschaft, in der sich alles in einem herrlichen Zirkel vereinigt, und selbst das Unbedeutende wichtig wird, weil es erklärt, etwas Wichtiges erhellt . . .“

(Tieck an Waagen [4. Februar 1815])

Zu Anfang 1906 lag ein beträchtlich Stück dieser Arbeit der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg als Dissertation vor und wurde teilweise gedruckt. Dann dehnte ich die Untersuchung, die ursprünglich auf die von Tieck selbst genannten Vorlagen — Sinclair, Misson, Villars, Hist. des Camisards und Hist. des Troubles des Cevennes — eingeschränkt war, auf noch andere Quellen aus: dafür kamen alle Werke zur französischen Geschichte in Betracht, die der Dichter während seiner Arbeit am „Aufruhr in den Cevennen" der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden entliehen hatte, und auf die sich erfreulicherweise aus dem hierzu vorgenommenen Ausleihjournal (1819—1826) der Dresdener Bibliothek Hinweise ergaben. So gelang es mir, den bis dahin unbekannten Zusammenhang zwischen Tiecks Werk und nicht weniger als sieben anderen, von ihm nicht angegebenen Vorlagen — Brueys' „Hist. du Fanatisme", Larreys „Hist. de France sous le regne de Louis XIV", Guiscards „Memoires", der Hist. de l'Edit de Nantes, der Hist. Générale de Languedoc, Montfaucons „Monumens de la Monarchie Françoise" und Herbins „Statistique Générale et Particulière de la France" — aufzudecken. Das Ganze zu beschließen, diente die Hineinbeziehung zeit-

genössischer Kritiken und Berichte über die Aufnahme der Novelle, sowie eine Zahl von Briefen Tiecks, die meines Wissens bisher ungedruckt sind und mir aus dem Archiv der Reimerschen Verlagsbuchhandlung in Berlin dank Herrn Dr. de Gruyters liebenswürdigem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt wurden. — Wie seiner, so möcht' ich an dieser Stelle noch mancher gedenken, die mir freundlichst Rat und Unterstützung werden ließen, namentlich aber meinen verehrten Lehrern, Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Erich Schmidt, der die Arbeit anregte, und Herrn Professor Dr. Brenner, der mit wertvollen Ratschlägen und stets regem Interesse den Werdegang der als Dissertation bestimmten Teile begleitete, schuldigen Dank abstatten.

Unter den Bibliotheken, denen ich schätzbare Auskunft danke, möchte ich vorzüglich die königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden nennen, deren Verwaltung, und insonders deren früherem Direktor Herrn Dr. Schnorr von Carolsfeld, ich in hohem Maße verpflichtet bin. —

Berlin, im Herbst 1909.

Dr. Hans Lebede.

Inhaltsübersicht.

Die folgende Aufstellung gibt keine vollständige Übersicht der benutzten Literatur, erklärt vielmehr nur die verwendeten Abkürzungen. Die hier nicht aufgeführten Werke sind bei ihrer Erwähnung stets genau nach Titel, Druckort und Erscheinungsjahr citiert. —

Sa . . . Crisalin (Sinclair), Der Anfang des Cevennenkriegs. o. O. 1806.

Sg . . . Crisalin (Sinclair), Der Gipfel des Cevennenkriegs. o. O. 1807.

Se . . . Crisalin (Sinclair), Das Ende des Cevennenkriegs. o. O. 1806.

M. . . . Misson, Théâtre Sacré des Cévennes. London 1707.

Br . . . Brueys, Hist. du Fanatisme. 3 Bde. Utrecht 1737.

V. . . . Villars, Mémoires du Duc de . . .; 3 Bde. Ausgaben von 1736, 1739, 1758. — Citiert ist nach der Ausgabe von 1736, Bd. II.

A. . . . Anquetil, Vie du Maréchal Duc de Villars. 4 Bde. Paris 1784.

C. . . . Hist. des Camisards. 2 Bde. London 1744.

L. . . . Larrey, Hist. de France sous le regne de Louis XIV. 9 Bde. Rotterdam 1722.

G. . . . Marquis de Guiscard, Memoires . . . Delft 1705.

Ed . . . Hist. de l'Edit de Nantes. 5 Bde. Delft 1693—95.

HL . . . Hist. Générale de Languedoc. 5 Bde. Paris 1733—45.

Mon . . . Montfaucon, Monumens de la Monarchie Françoise. 5 Bde. Paris 1729—33.

Tr . . . Hist. des Troubles des Cevennes. 3 Bde. Neudruck. Alais 1819.

Herbin. . Statistique Générale et Particulière de La France. Bd. V. Paris 1803.

Hofmann . Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen. Nördlingen 1837.

N. . . . Bd. XXVI der Ausgabe von Tiecks „Gesammelten Schriften“ (Berlin 1828—54); nach diesem ehest zugänglichen Druck der Novelle (1854) ist citiert. —

TW . . . Ludwig Tiecks ausgewählte Werke. Hgg. von Georg Witkowski. Leipzig, Hesse.

TK . . . Tiecks Werke. Hgg. von Gotthold Ludwig Klee. 3 Bde. Leipzig und Wien, o. J. Bibliograph. Institut.

Klee . . Erweiterter Abdruck der Einleitung zu TK in Meyers Volksbüchern 1028/9. o. J.

Köpke . . Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündl u. schriftl. Mittheilungen. 2 Theile. Leipzig 1855.

Minor . . Tieck als Novellendichter. In „Akadem. Blätter“, hgg. von Sievers. I. Jhrg. (Braunschweig 1884), S. 129—161, 193—220.

Holtei . . Briefe an Ludwig Tieck. 4 Bde. Breslau 1864.

Steig . . Achim von Arnim und Clemens Brentano. Stuttgart 1894.

Amelung . Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. 2 Bde. Leipzig 1908.

Grisebach Schopenhauer („Geisteshelden“ Bd. 25/6) Berlin 1897.

Zur Herbeiführung einiger Einheitlichkeit in der Aufführung von Orts- und Personennamen, darin Tieck häufig von den Quellen abweicht, ist in der folgenden Abhandlung stets die Schreibung der Novelle zu Grunde gelegt. — Die Tabelle gibt, hinter den von Tieck verwendeten Formen, die anderen Lesarten der Vorlagen, in denen sich ebenfalls orthographische Unstimmigkeiten bemerken lassen. —

Alais (Alaix)
Alby (Albi)
Anduze (Anduse)
Basville (Bâville, Baville)
Broglio (Broglie)
Castelnau (Castelnaux)
Cevennen (Sévennes, Sevennes, Cévennes, Cevenes)
Chaila (Chayla, Cheylar)
Clary (Claris)
Esprit Seguier (Séguier)
St.-Hippolite [in der Ausgabe von 1826 stets: St. Hypolite]
(Saint-Hippolyte, S. Hipolite)
Julien (Jullien)
Karnaulé (Karnoulé, Carnoulet, Carnoulés)
Lozere (Lozère)
Miramon (Miraman)
Nages (Nage)
Nismes (Nimes, Nîmes)
Perrier (Périer)
Pont Mont de verd (Pont de Mont-vert, .. Montvert, .. Montverd)

la Porte (Laporte)
Roland (Rolland)
la Salle (la Salles)
Saumiere [neben Saumure] (Sommières, Sommieres, Sommiéres)
Usez (Uzès, Usès, Usés)
Vivarès [neben Veauvarais; 1826: Vivares] (Vivarais, Vivarez)
Vidourla (Vidourle)
Vila (Villas, Vilas).

I.

Tiecks „Aufruhr in den Cevennen“ läßt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Stellt man des Dichters Interesse an „dieser höchst merkwürdigen Begebenheit“ selbst in den Vordergrund, so wird man sein Werk den historischen Novellen zuzählen. Sieht man aber den Schwerpunkt darin ruhend, daß sich für Tieck, dem gegebenen Stoffe nach, ein Anlaß geboten habe, den religiösen Rätseln nahe zu treten, die er schon in der Jugend zu lösen getrachtet, so möchte man die Novelle nur für einen Rahmen um die Darstellung der religiösen Anschauungen ihres Verfassers, und somit im wesentlichen für einen Beitrag zur Selbstbiographie Tiecks halten. Spielen doch die Fragen des Glaubens eine große Rolle im „Aufruhr in den Cevennen“, und wissen wir doch, daß in ihre Behandlung viel Eigenes und Selbsterlebtes vom Dichter verwebt worden ist.

So weist Rudolf Köpke in seinem Buche über Ludwig Tieck (II, 152) darauf hin, daß der Dichter von dem Eindrucke, den Jakob Böhmes Schriften auf ihn gemacht hatten, in der Person des Pfarrers Watelet in den „Cevennen“ erzähle, und es ist sehr auffallend, daß er nicht stärker hervorgehoben hat, in wie hohem Maße sich Dichtung und Wahrheit bei Tieck in diesem Punkte decken. Stellen-

weis besteht ein fast wörtlicher Übereinklang zwischen Watelets Erzählung und Köpkes eigener Darstellung vom Einfluß Jakob Böhmes auf den Dichter (I, 238 ff). Sollte er es für überflüssig gehalten haben, auf eine Zusammenstimmung hinzuweisen, die dem aufmerksamen Leser selbst auffallen müßte? Das könnte man glauben; doch warum hätte er es dann ein andermal für nötig erachtet, zu einer zusammenfassenden Darstellung der im „Aufruhr" niedergelegten religiösen Anschauungen (K II, 50/51) die Anmerkung zu fügen, dass Tieck eben diese Ansichten „im Gespräche Edmunds mit dem alten Pfarrer" entwickele (II, 281)? Warum hätte er hier einen anderen Maßstab an die Aufmerksamkeit des Lesers gelegt, dem an der zweiten Stelle zweifellos viel weniger leicht der Zusammenhang entgangen wäre als an jener ersten? So bleibt Köpkes Vorgehen seltsam, und man möchte fast auf den Schluß kommen, daß die angeführte Stelle bei ihm nicht sowohl auf Tiecks Mitteilungen beruhe, die den Hauptbestandteil des zweiten Buches von Köpkes Darstellung bilden, sondern daß sie vielmehr zu jenen „anderen Quellen" gehöre, die dem Autor zur Verfügung standen: er kannte nach Tiecks eigenen Angaben die biographischen Bestandteile der einzelnen Dichtungen (K I, XIX—XXI), und es mag so wohl sein, daß er nach den Worten der Novelle eine Ergänzung, mindestens eine Retouche der ihm mündlich gewordenen Mitteilungen vorgenommen hat. —

Andere, mit dem religiösen Thema zusammenhangende Stellen der Dichtung beruhen auf Erlebnissen und Erfahrungen, die Tieck mit Bekannten hatte. So stellt Eduard Grisebach in seinem Buche über Schopenhauer die Vermutung auf, daß Tieck für die Gestaltung

des Lacoste eine persönliche Begegnung mit Schopenhauer benutzt habe. Und weiter ist ein Fall so plötzlichen Glaubenswechsels, wie ihn der im Mittelpunkt der Novelle stehende junge Beauvais vollzieht, Tieck im Leben auch begegnet. Wie in den „Cevennen" Edmund, der fromme Katholik, dem die Protestanten und ihr Krieg gegen den König, ihre Propheten und Schwärmereien nur zum Abscheu und zur Verachtung waren, plötzlich nicht nur seinen Haß gegen die Camisarden aufgibt, sondern, mehr noch, mit der Tat auf ihrer Seite steht, so hatte sich ein ähnlicher Wandel in Tiecks nächster Umgebung zugetragen. Ein junger Norweger, Möller, der im strengsten Luthertum erzogen und, von leidenschaftlicher Abneigung gegen die katholische Kirche erfüllt, in seiner Polemik oft so weit gegangen war, daß Tieck selbst seinen Angriffen entgegen die Katholiken verteidigt hatte, erkrankte plötzlich. Und da begab sich eine Wandlung mit ihm: mit der selben Einseitigkeit, mit der er vorher der Lehre Luthers angehangen hatte, umfaßte er jetzt ausschließlich den Katholizismus, trat zur römischen Kirche über und suchte voller Bekehrungseifer auch Tieck ihr zu gewinnen.

Köpke berichtet, daß aus diesen Erfahrungen im Jahre 1802 der Entwurf einer Dichtung hervorgegangen sei, welche einen ähnlichen Bildungsgang darstellen sollte. Die Skizze dieser nicht ausgeführten Arbeit habe Tieck in der [1833 erschienen] „Sommerreise" aufbewahrt (K I, 294; II, 279). Als ich die Stelle dort nachschlug (Schriften XXIII, 48 ff), befestigte sich mir eine Vermutung, die mir schon beim Lesen der von Köpke gegebenen Inhaltsangabe jenes Entwurfes gekommen war: er bedurfte meines Erachtens deshalb keiner besonderen Ausführung, weil der

Dichter diese in den „Cevennen“ schon gegeben hatte.[1])

Das zu erweisen, setze ich die Skizze hierher:

In einem Gespräch dreier Freunde über Protestanten und Katholizismus erzählt der eine — Wachtel —: „Im vorigen Jahre sah ich den Verfasser der Genoveva und des Oktavian wieder und er erzählte mir von einem Buch und zeigte mir einige Blätter davon, welches denselben Gegenstand behandeln sollte. Die Einleitung und Form war nicht unglücklich. In einem schönen Gebirgslande verirrt sich ein edler Jüngling, der ganz in der zweifelnden Aufgeklärtheit seiner Zeit erzogen, aber dabei schwärmerisch verliebt ist, in der Einsamkeit des Waldgebirges. Unvermuthet trifft er auf einen einsiedelnden Greis, der den Ermüdeten in seine Zelle aufnimmt und ihn erquickt. Des Alten Freundlichkeit gewinnt das Herz des jungen Mannes und sie werden ganz vertraut mit einander. Ueber den Beruf der Einsiedler, über die Wunder der Kirche, über die Legende und Alles, was sich in diesem Kreise bewegt, verwundert sich der Jüngling und kann es nicht unterlassen, auf seine Weise zu spotten und mit Witz des Zweiflers zu verhöhnen. ‚Wie? ruft der Greis dann aus, Du bist in Liebe entzündet, Du schwärmst für Deine Sophie und kannst doch kein Wunder fassen? Ist die Blume, das Band, welches Dein Mädchen berührt, die Locke, die sie Dir geschenkt hat, nicht Reliquie, empfindest, siehst Du an ihnen nicht Licht und Weihe, die kein andrer Gegenstand Dir bietet? Wo Du mit ihr wandelst, ist heiliger Boden, wenn sie Dir die Hand oder die Lippen zur Berührung reicht, bist Du verzückt, — und doch verkennst Du in der Geschichte der Vorzeit den Ausdruck dieser Liebe, in den seltsamen

Entwicklungen begeisterter Gemüther, bloß weil sie diese Sehnsucht und Herzenstrunkenheit nicht auf ein Weib hingelenkt haben?‘ — Der Jüngling wird nachdenkend und besucht den Alten nun, so oft er die Stunde erübrigen kann. In diesen Zeiträumen erzählt ihm der Greis jene wundersamen Legenden von Einsiedlern, Jungfrauen, Männern und Kirchenältesten, die ihr ganzes Gemüth der Beschauung des Himmlischen, der Entfaltung jener geheimnißvollen Liebe widmeten. Diese Kämpfe des Zweifels, diese Erscheinungen aus fremder Welt, diese uns unbegreiflichen Aufopferungen werden nach und nach vorgeführt, wo sich aus dem Erzählten selbst die Erklärung und das Verständniß ergiebt. Nach einigen Monaten kommt der junge Liebende wieder zum Greise und dankt ihm, wie einem Vater, der ihm den Geist geweckt und ihm ein neues Leben erschaffen habe; er sei darum auch entschlossen, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren. ‚Nein, ruft der Greis bei dieser Erklärung, verwechsele nicht diese unsichtbare Liebe, mein Sohn, mit den Zufällen der Wirklichkeit. Du würdest, anstatt des Göttlichen, nur die Schwachheit unserer Priester kennen lernen. Wozu, daß Du Deine innern Entzückungen, die im Geheimniß deiner Brust Wahrheit und Bedeutung haben, in die kalte Wirklichkeit verpflanzen willst, an welcher sie erstarren und verwelken müssen?‘ So rieth ihm derselbe Greis ab, der ihn erst in die Liebe und Bedeutung jener Visionen eingeweiht hatte.“ —

Wie in jener Skizze der „in der zweifelnden Aufgeklärtheit seiner Zeit“ erzogene Jüngling über die Wunder der Kirche, über die Legende und alles, was sich in diesem Kreise bewegt, anfänglich spottet, nachher aber so überzeugt wird, daß er entschlossen ist, mit dem in ihm er-

weckten Geist ein neues Leben im Schoß der katholischen Kirche zu beginnen, so geht auch Edmund Beauvais plötzlich zu jenen über, die er vorher als Feinde haßte, und deren ganzes Propheten- und Wunderwesen ihm bislang nur eine abgeschmackte Täuschung, ein plumper Betrug schien. Wie dort der Greis den Jüngling warnt, nicht nur die eine mit einer anderen endlichen, dem Mangel und Irrtum unterworfenen Form zu vertauschen, so weist der alte Beauvais seinen Sohn darauf hin, daß er von den wunderlichen Zuständen, die in irrem Wechsel durch seinen Geist gegangen seien und seine Umkehr veranlaßt haben, wieder zurückkommen werde (N 171). Dann sieht der Jüngling das rechte, über allen Gegensätzen stehende Christentum Watelets, und schon des Pfarrers Erzählung läßt Edmund seine eigenen Erfahrungen in einem andern Lichte sehen, ihn zweifeln, ob er sie nicht lieber aus seinem Lebenslaufe hinwegwünschen solle. Für die Fortsetzung der Novelle hatte Tieck dann ein Trennung des jungen Beauvais von der Partei der Camisarden bedacht, der er innerlich nicht mehr ganz angehöre (K II, 159). So meine ich, daß die Skizze aus dem Jahre 1802 in dem einige Jahre später angeregten Stoff des „Aufruhrs in den Cevennen“ ihre eigentliche Verarbeitung erfahren hat: zwar mit der Änderung, daß hier nicht der Übergang des Protestanten zum Katholizismus gezeigt wird, sondern, umgekehrt, der Katholik sich zur Lehre der Reformierten bekennt, aber doch so, daß danach eine nochmalige Aufnahme des alten Planes sich von selbst verbot. Sie hätte nur eine Wiederholung mit bloß geringen Abweichungen sein können.

Wirklich finden sich denn auch im Anschluß an Wachtels Bericht über jene Skizze in der „Sommer-

reise“ dieselben Gedankengänge wieder, wie wir sie schon in Edmunds Gespräch mit dem Pfarrer verfolgen können. Hier scheint es Edmund unrecht, so „gleichgiltig und unbestimmt zu verharren“ wie Watelet (N 289), und dort tadelt Ferdinand die Anwendung, welche Wachtel von jenem Entwurf abnimmt, als Indifferentismus. Hier betont der alte Priester, daß viele Wege zum Herrn führen, und daß gerade die Trennung die Ewigkeit des Wortes bewähre (N 322/3), und dort weist Walther darauf hin, wie alle Sekten nur daher ihren Ursprung nehmen, daß jede sich dieselbe Sache auf die ihr gemäße Weise ausdeute. „Und ich wende das Resultat jenes noch nicht erschienenen Buches wieder auf Dich an, mein Ferdinand. Das erste Wahrnehmen, der Blick der Begeisterung, die Aufregung der Liebe findet immer und trinkt den reinen Brunnquell des Lebens; — aber nun will der Mensch im Schauen das Wahre noch wahrer machen, der Eigensinn der Consequenz bemächtigt sich des Gefühls und spinnt aus dem Wahren eine Fabel heraus, die dann oft mit den Wahngeburten der Irrenhäusler in ziemlich naher Verbindung steht. Somit wäre also, rief Ferdinand aus, der Indifferentismus, der nur alles gesehn und erfahren hat, nichts aber seinem Gemüthe sich einbürgern läßt, die höchste Weisheit und Menschenwürde! Es kann aber die Zeit kommen, in welcher edle Geister sich wieder öffentlich zu dieser Kirche, dem alten, echten Christenthum bekennen. Möglich, sagte Walther, wüßte man nur bestimmt und klar, welches das älteste Christenthum sei. Jeder deutet sich die Sache in seiner Weise aus. Auch möglich, daß die jetzt vergessenen Pietisten durch diese religiöse Anregung und Begeisterung wieder erwachen; vielleicht

giebt es in einigen Jahren deutsche Puritaner und Methodisten. Die geistige feine Linie, auf welcher hier das Wahre und Schöne schwebt, kann so leicht hüben und drüben überschritten werden; — und bemächtigt sich erst die Menge, die Leidenschaft, die Turba dieser Vision — welche Religions-Manieristen mögen da noch zum Vorschein kommen, wenn nicht sogar Verfinsterung und Verfolgung, Inquisition und Haß von katholischen Priestern und vermeintlich orthodoxen Protestanten wieder gepredigt wird.“

Meine Vermutung, es bestehe ein Zusammenhang zwischen jener Skizze von 1802 und den „Cevennen“, mag noch durch den Hinweis auf ein anderes, wenngleich mehr äußerliches Moment unterstützt werden: Lacoste erbittet sich vom alten Beauvais das Bild von dessen verstorbener Gattin, jener Lucie, der er selbst in seiner Jugend in starker Leidenschaft zugetan gewesen war: „eine Thräne entfiel ihm unbewußt, er drückte einen Kuß auf das Bild und gab es dem Rathe zurück. Sieh, sieh, sagte er zu sich selbst, jeder Mensch bleibt doch ein Narr, gebehrde er sich auch, wie er will. Können jene sich bei ihren Reliquien auch so viel denken und einbilden, wie ich eben jetzt fühlte, je nun, so mögen die Armen auch nicht so ganz Unrecht haben.“ (N 250) Dieser selbe Gedanke liegt in den Worten des greisen Einsiedlers, der in jenem Entwurf dem Jüngling vorwirft, daß er, in Liebe entflammt, jede Blume, jedes Band, jede Locke der Geliebten wie eine Reliquie betrachtete und doch in den Legenden den Ausdruck dieser Liebe verkenne.

Aber wird man nun, angesichts des breiten Raumes, den die Behandlung der religiösen Fragen in den „Cevennen" einnimmt, dazu gehen dürfen, diese als das Hauptziel des Dichters zu bezeichnen? Georg Witkowski (T W, LXXXII) ist diesen Sinnes. Er meint, wie Tieck in den Shakespeare-Novellen („Das Fest zu Kenelworth", „Dichterleben" I und II) seine Kunstanschauungen niedergelegt habe, so diene ihm der Camisardenaufstand im „Aufruhr in den Cevennen" zur Einkleidung seiner religiösen Ansichten. Nach seinem Dafürhalten sind die „Cevennen" wohl deshalb Fragment geblieben, „weil Tieck die religiöse Entwickelung, auf die es ihm ankam, schon in der ersten Hälfte durchgeführt hatte." Ähnlich hält Köpke (II, 159/60) an der Ansicht, daß es vielleicht eben darum zu einer äußeren Fortsetzung nicht gekommen sei, weil das Werk in sich schon jetzt vollendet, abgeschlossen vorliege. Darin, daß der Dichter die verschiedenen Punkte, durch welche das religiöse Bewußtsein, der Glaube sich hindurch bewegen kann, berührt und Edmund auf den zwischen den extremen Irrtümern liegenden Weg des Friedens und der Versöhnung hingewiesen habe, sei ein wesentlicher innerer Abschluß erkennbar. —

Man wird gut tun, diesen beiden Meinungen mit Vorsicht zu begegnen. Erst wenn Edmund seine zweite Verirrung eingesehen, erst wenn er von der fanatischen Anhängigkeit an die Schwärmerei der Camisarden wieder abgekommen und wirklich auf jenen Mittelweg gelangt wäre, den ihm der Pfarrer weist, erst wenn er über den Parteien stände — erst dann könnte man davon reden, daß seine religiösen Zweifel und Verwirrungen ihr Ende erreicht hätten. Köpke selbst sieht ja den Abschluß darin,

daß Edmund sich innerlich von seinen neuen Glaubensgenossen abwende und auf jenen Weg des Friedens und der Versöhnung sich hingezogen fühle. Doch dabei vergißt er, daß dieses Ziel in dem Fragment noch nicht erreicht wird. Wir verlieren Edmund aus den Augen, wie er noch nicht zur vollen Klarheit darüber gelangt ist, daß der Schritt, der ihn ins Lager der Camisarden führte, ihn auch nur in einen neuen Irrtum getragen habe, und wie er noch nicht die Consequenzen gezogen hat, die sich für sein Denken und Fühlen aus den Worten des Pfarrers ergeben müssen. Und Köpke übersieht weiter, daß nach seiner eigenen, schon oben angezogenen Bemerkung die Lösung erst für die Fortsetzung geplant war, daß in dieser erst Edmund, zur Erkenntnis gekommen, er stehe innerlich nicht mehr ganz auf der Seite der Camisards, sich auch äußerlich von ihnen trennen sollte. Daraus ergibt sich auch gegen Witkowski, daß Tieck in dem Fragment „die religiöse Entwicklung, auf die es ihm ankam“ — also die Edmunds — noch nicht zu Ende geführt hat. In den Reden des Pfarrers, der den Standpunkt Tiecks vertritt, ist wohl des Dichters eigene Stellung zu den religiösen Fragen abschließend dargelegt, aber der Held seiner Novelle ist zu diesem Abschluß noch nicht gelangt.

Gegen Witkowski sind noch andere Einwendungen zu machen. Liegt schon darin, daß er wähnt, der Dichter habe in den „Cevennen“ eine Reihe historischer Begebenheiten „zur Einkleidung seiner religiösen Ansichten“ benutzt, die Meinung ausgesprochen, daß das Historische nur Mittel zum Zweck sei, daß es keine selbständige Bedeutung habe, so wird dieser Standpunkt noch schärfer hervorgehoben, wenn Witkowski weiter urteilt: „Trotz gründlichen Quellen-

studiums ist durch diese, außerhalb der historischen Aufgabe liegende Hauptabsicht das geschichtliche Bild geschädigt worden.“ — Ich glaube, es ist berechtigt, dagegen Einspruch zu erheben. Gewiß ist, daß den Dichter das rein Historische allein nicht zur Bearbeitung reizen konnte. Zwar regten ihn die drei Schauspiele über diese Begebenheit, welche ihm Sinclair mitteilte, so an, daß er diese große Geschichte in den französischen Historien nachschlug. Damit scheint aber das Interesse zunächst geschwunden. Erst Jahre später wuchs der Plan zu der Novelle, als Tieck Missons „Theater der Cevennen“ kennen gelernt hatte. Die Erzählungen von den Wundern und Visionen, deren jenes Werk voll ist, gaben also offenbar den entscheidenden Anstoß zur novellistischen Bearbeitung des Camisardenaufstandes. Nun erst folgte eine eingehendere Beschäftigung mit der vorher nur nachgeschlagenen Geschichte. Werke, die sich besonders auf jene Zeit beziehen, wurden herangenommen. Mit welcher Gründlichkeit Tieck diese Quellen durchnahm, läßt sich freilich erst recht bemessen und würdigen, wenn man einmal seine Novelle darauf hin genau mit den Vorlagen vergleicht. In ihnen findet man alle, auch die scheinbar unbedeutendsten und nebensächlichsten Einzelheiten seiner Dichtung vorgebildet. Umgekehrt aber ergibt sich aus den von Tieck benutzten Zügen als Frucht dieses Quellenstudiums ein getreues Abbild der seiner Novelle zu Grunde liegenden Zeit und Begebenheit. Wenn in diesem die wunderbaren Visionen, Prophezeiungen und Inspirationen der Camisarden einen großen Platz einnehmen, so darf man dabei nicht vergessen, daß auch diese Dinge historisch sind, und daß die geschichtlichen Quellen, welche dem Dichter flossen, sich zwar z. T. diesen Wundern gegen-

über sehr skeptisch verhalten, daß sie aber immerhin ihr tatsächliches Vorkommen ebenso wenig wie die von ihnen ausgehenden großen Wirkungen leugnen können.

Tatsächlich haben wir es also mit einem historischen Roman zu tun, und deshalb ist Witkowskis Urteil unberechtigt.

Es ist vielleicht so zu erklären, daß er die ganze Begebenheit des Wunderbaren nicht so sehr als Verwertung vorgefundenen Materials wie als eigene Schöpfung Tiecks ansieht. Glaubt doch auch eine zeitgenössische Kritik (in der Leipziger Litteratur-Zeitung vom 18. Oktober 1827), aus der selben unrichtigen Betrachtungsweise heraus, Bedenken gegen diesen Einschlag des Seltsamlichen in Tiecks Novelle geltend machen zu müssen. „Wenn der Dichter,“ so äußert sie sich, „in einem Werke freyer Phantasie oder einem solchen, wo der dichterische Zweck offenbar vorherrscht, den Glauben an Wunder, der in der menschlichen Natur begründet ist, in Anspruch nimmt: so wird uns das deshalb nicht unzulässig vorkommen, weil er doch einmal den Leser oder Hörer in das Reich der Möglichkeiten versetzt hat, und die Einbildungskraft desselben sich leicht bewegen läßt, dem von ihm angegebenen Impulse zu folgen, und das als wirklich zu denken, was der Verstand als blos möglich nicht bestreiten kann; allein wir zweifeln, daß der Verfasser einer historischen Novelle auf ein gleiches Recht sich berufen dürfe. Er weilt auf dem Boden der Wirklichkeit. Ihm steht eine solche Herrschaft über die Einbildungskraft nicht zu, und wenn er von geschehenen Dingen spricht: so wird der Leser stets nach der Wahrscheinlichkeit fragen. Daher ist es Rec. aufgefallen, daß der Verfasser von Kindern

unter den Camisards spricht, welche die Gabe der Weissagung besessen, und die von den Anführern der Kämpfenden immer befragt worden, so bald es die Fassung eines bedeutenden Entschlusses galt. Diese Kinder treten als wahre Inspirierte auf, und der Erfolg bestätigt meistens die Wahrheit ihrer Vorhersagungen. Unter den hier gegebenen Umständen muß es um so schwerer werden, an die Wahrheit dieses Factums zu glauben, je mehr sich dem Leser die Wahrscheinlichkeit aufdringt, daß die klugen Anführer sich dieser Kinder wohl bedient haben können als abgerichteter Werkzeuge, um die Begeisterung des gemeinen Volkes immer wach zu erhalten. Kurz, diese Erscheinung ist Rec. in so fern störend gewesen, als sie von dem Erzähler als eine Thatsache einfach hingestellt wird.“

Und wenn nun Witkowski wohl der Gedanke kommen konnte, daß die predigenden Camisards, ihre Visionen und Inspirationen von Tieck, wenn nicht frei erfunden, so doch wenigstens, vielleicht mit Verwertung von Selbsterlebtem, im einzelnen weiter ausgestaltet worden seien, so läßt sich das immerhin verstehen an einem Dichter, der auch sonst gern wunderliche Gestalten und Vorkommnisse schilderte, und der selbst oft genug Dinge erlebte, die an das Unbegreifliche grenzten. Wissen wir doch aus Köpkes Aufzeichnungen unter manchem ähnlichen z. B., daß Tieck als Erlanger Student (1793) eines Tages einem Manne begegnet war, der mit der fixen Idee behaftet war, predigen zu müssen (K I, 158); daß der Dichter ein paar Jahre später (1798), willens, seiner Braut auf der Poststraße von Hamburg, woher sie kommen sollte, ein Stück entgegen zu gehen und ihrer in einer Waldschenke hinter Tegel zu

warten, schon weit früher, als er es annehmen konnte, das Wirtshaus mit dem unter der Tür stehenden Wirt, den auf dem Hofe umher pickenden Hühnern vor sich gesehen und erst beim Aufstehen von einem verunglückten Sprung über den ihn vom Hause trennenden Graben gemerkt habe, daß die nun plötzlich verschwundene Schenke samt Wirt und Hühnern nur eine Vision gewesen sei, und daß er noch ein beträchtlich Stück bis zu dem wirklichen Gasthaus zu gehen habe (K I, 235); ist uns doch aus derselben Quelle bekannt, daß er ein andermal (1814) im Hause seines Schwagers, des Staatsrats Alberti in Berlin, am hellen, lichten Tage dreimal die Erscheinung eines Unbekannten vor sich gesehen hatte, in dessen Beschreibung nachher die Verwandten den kürzlich verstorbenen, früheren Bewohner der Zimmer erkannt hätten (K I, 359/60), und daß er in der selben Zeit beim Medizinalrat Wolfardt Zeuge dessen gewesen, wie ein in magnetischen Schlaf versenktes Mädchen, das er vorher in einem entfernten Nebenraum hatte liegen sehen, auf der Schwelle eines anderen Zimmers erschienen war und dem dort nach einem verlegten Rezepte suchenden Arzte genau beschrieben hatte, wo er das Gesuchte finden werde (K I, 362). —

Indessen wird die folgende Untersuchung der Vorlagen lehren, daß im „Aufruhr in den Cevennen“ der Dichter auch bei der Gestaltung des Wunderbaren nichts hinzugefügt, sondern sich lediglich an das gehalten hat, was ihm seine Quellen boten.

II.

Die erste Anregung, sich mit der Geschichte des Cevennenkrieges zu beschäftigen, empfing Tieck schon im Jahre 1806. Er selbst berichtet, daß er auf der Rückreise von Italien in Frankfurt am Main den Herrn Sinclair kennen gelernt, und daß dieser ihm drei Schauspiele über diese höchst merkwürdige Begebenheit mitgeteilt habe, die, so viel Schönes sie besonders in den lyrischen Teilen enthalten hätten, „jetzt“ — d. h. im Jahre 1826 — wohl schon vergessen und auch damals nicht genug gewürdigt worden seien (N 73).

Von diesen Schauspielen ist auch in einem Briefe Clemens Brentanos[2]) an Achim von Arnim die Rede. Brentano berichtet zu Anfang Oktober 1806, er habe Tieck, der auf der Heimreise von Rom mit Rumohr in Heidelberg eingetroffen, nach Frankfurt begleitet, wo jener „nach Dichters Art trotz seiner überfließenden Ernsthaftigkeit Weib und Kind noch acht Tage vergessen habe, die er von Morgens 7 bis Nachts 12 alle rund und rein in den Labyrinthen des goldenen Kopfs zugebracht“, und er fährt dann fort: „Wenn du irgend ein Trauerspiel: Der Anfang des Cevennenkriegs, die Mitte des Cevennenkriegs und das Ende des Cevennenkriegs von Crisalin in die Hände bekömmst, so lies den ersten Akt des Anfangs,

der mir außerordentlich gefallen. Es ist diese Trilogie von einem gewissen Herrn von Sinclair, der in Hessen-Homburgischen Diensten war, Seckendorfs Bekannter; ich habe ihn in Frankfurt gesehen."

Die Mitteilung ist deshalb besonders interessant, weil Brentano, offenbar auf Grund dieser Frankfurter Bekanntschaft mit dem — ihm übrigens persönlich „durchaus ekelhaften" — Sinclair [3]) und seinen Cevennenstücken, ebenfalls eine dichterische Behandlung dieses Gegenstandes bedacht hat: Einem Briefe von Clemens Brentano (1. Oktober 1814 aus Wiggersdorf) an Rahel ist ein Zettel Varnhagens angeklebt, der besagt: „Ludwig Achim von Arnim schreibt 1827 aus Berlin am 7. April, er habe unter den Handschriften von Clemens Brentano als das einzig bedeutende Werk den Comingo gefunden — dies ist aber dasselbe Trauerspiel, das früher „Aloys und Imelde" hieß — und wahrscheinlich habe es der katholisch-eifrig gewordene Autor nicht mehr zum Druck bestimmt, weil es die Camisarden verherrlicht." — [4])

Für Tieck ergab sich nun aus der Kenntnis von Sinclairs Dramen zunächst noch kein dichterischer Plan: sie regten ihn nur an, diese große Geschichte in den französischen Historien nachzuschlagen, wo er bald fand, „daß die katholische Partei die merkwürdige Sache, soviel sie nur konnte, ignorierte, und daß die Verfolgten mehr ihre Leiden klagten, als die geschichtliche Ansicht auszusprechen im stande waren" (N 73).

Lange Jahre vergingen, ehe der Dichter wirklich an die Bearbeitung des ihm schon so früh bekannt gewordenen Stoffes schritt: und daraus erklärt es sich, daß Sinclairs Dramen wohl ersten Hinweis auf die Cevennenkämpfe geben,

aber trotz vieler übereinstimmender Züge nicht mehr als eigentliche Quellen für den Dichter in Frage kommen konnten. Zeigten ihm doch die französischen Historien weit klarer das Bild der Zeit, als jene drei Stücke, und gaben sie ihm doch alles, was Sinclair verwertet hatte, in ursprünglicherer Form. So kommt es, daß er aus ihnen die eigentliche Grundlage für seine Arbeit gewinnt, und daß nur in seltenen Fällen ein stärkerer Anschluß an Sinclair zu bemerken ist, dessen vergessene Dramen wir nur kurz zu streifen brauchen.

Das erste Stück behandelt den Anfang des Cevennenkriegs; es spielt im Jahre 1702. Nach einer in die Zeitlage einführenden Expositionsszene folgt dem durch Berichte entflohener Gefangener angeregten Entschluß, die vom Abte du Chaila festgehaltenen Brüder zu befreien (I. Akt), schnell die Tat. Der Führer der Landleute, Perrier, verläßt sie, als er die von ihnen begangene Ermordung des Abts erfährt. Seguier tritt statt seiner an die Spitze des Trupps (II. Akt) und zieht sengend und mordend im Lande umher, bis ihn sein Schicksal ereilt, bis seine Schar zersprengt und er selbst zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt wird (III. Akt). Der Aufruhr nimmt größeren Umfang an. Unter la Porte und dem ihrer Sache wieder gewonnenen Perrier erfechten die Camisards einen Sieg über die königlichen Truppen bei Karnaulé. Danach geht der Oberbefehl auf la Porte allein über, während Perrier das Land verläßt und nach Genf flieht (IV. und V. Akt).

Der „Gipfel des Cevennenkriegs“ bringt die Schlacht bei la Salle, in der Roland für den fallenden la Porte den Befehl übernimmt (I. Akt), die Botschaft eines englischen Gesandten an Roland (II. Akt), die Nieder-

lage der Camisards bei Pompignan, sowie die Verhandlung gegen Catinat, dem man die Schuld an diesem Verluste gibt (III. Akt), und die Verfolgung einer als „Camisards“ auftretenden Räuberbande (IV. Akt); das Stück schließt mit der Abberufung Montrevels. Vom „Ende des Cevennenkriegs“ handelt das letzte der drei Dramen; es spielt 1704, während Villars' Aufenthalt in Languedoc, bringt die Verhandlungen des Marschalls mit Cavalier (IV. Akt) und geht mit Rolands Tode aus. —

Die dramatische Kraft der drei Stücke ist gering. Endloses Reden, davon gleich zu Anfang des ersten Dramas der Greis ein anschaulich Exempel liefert, hält den Gang der Ereignisse oft störend auf, und Tieck hat recht, wenn er Vorzüge der Sinclairischen Dichtungen namentlich in den lyrischen Stellen sieht, die ich, eine Probe von der Art ihres Verfassers zu geben, in den Anhang gestellt habe — denn das Gelüsten, alle drei Stücke durchzulesen, wird nicht leicht einem ankommen. Es erweist sich auch aus diesen herausgenommenen Stellen, daß es mit der Kunst Sinclairs nicht so gar weit her gewesen sein kann. Seine Neigung, Verse mit Hilfe von Flicksilben zurecht zu zimmern, führt ihn zu mancher Seltsamlichkeit und läßt ihn getrost schreiben:

„'s ist Lärm im Ort. Man hört Pesalmen singen“ (Sa 43);

führt ihn zu einer erschrecklich häufigen Verwendung des Ausrufes „O!“, den er noch gelegentlich doppelt:

„O! O! Cathol'sche sind's, Häscher des Abts!“ (Sa 17);

und nur ein paar von unzähligen Beispielen mögen seine Vorliebe für Klebsilben meistersingerlichen Angedenkens belegen:

„Kommt, folgt mir h'nauf!
(Sie gehen auf den Thurm zu)

Alle rufen.

Kommt! Kommt!

(Sie suchen den Thurm zu ersteigen, es wird herausgeschossen.)

Einer aus dem Haufen.

Ricard, bist du
„Verwundt?

Dieser.

Ja! in der Achsel steckt der Schuß.
„Laß gut sein! Frisch, zum Bluthund nur hinauf! (Sa 49/50)

oder:

„Der euer Bruder ist, den tödt't ihr nicht.
„Ich bin Laporte, der Schüler einer, von
„Vivens dem Pred'ger unter diesem Volk,
„Als er getödt't war bei Anduse, entfloh ich“ (Sa 103).

Sonderlich poetisch läßt sich's auch kaum finden, daß Wendungen vorkommen wie diese:

„Ja! da geschieht dann allemahl so 'was“ (Sa 66)

oder:

„O! reichet mir des schnellen Rathes Licht!“ (Sa 81);

und ferner:

„O! schlief in tiefster Berge Schoos ein Geist!
„Wohin kein Lebens Othem dringt ein Geist!
„Daß er erweckt würd' ein Erretter uns.
„O! wär', daß er davon erwacht', ein Ruf!
„Ein Blick, der ihn erspähen könnte wo!“ (Sa 8/9).

Wandelt nun der Dichter gar in den Spuren des „Kandidaten Jobses,“ wenn er sinnig reimt:

„Gewichen ist das Recht aus seinem Glaise,
„Und was geschieht, das ist verkehrter Weise“ (Sg 17),

oder sich, bald nach der andern schönen Stelle:

„Ganz will ich meines Unwill's Streng' entfalten,
„Wirst von des Lands Geschick du nicht gehalten?“ (Sa 129),

zu den Versen versteigt:

„Wir scheiden izt, und sei'n nirgends gefunden,
„Die lezte Spur von uns auch sei verschwunden,
„Bis wir uns mit des Anhangs Zahl verbunden,
„In zwanzig Tagen zu denselben Stunden,
„An dreien Orten werd' der Krieg entzunden!

„In zwanzig Tagen, ja in zwanzig Tagen
„Soll diesem Lande der Befreiung Glocke schlagen,
„Von diesen Bergen hoch ihr Zeichen ragen,
„Und mit des Sturmes dunklem Flügel zagen
„Und Schrecken über unsre Feinde tragen (Sa 136—138),

so wird er damit um ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" schwerlich herum kommen. Einiges wenige versöhnlich wirken die bescheidenen Worte („Den Kriegern der Cevennen"), die Sinclair dem „Ende des Cevennenkriegs" voranstellt:

„Ein Opfer hohe Manen euch zu bringen,
„Sah' ich von Ehrfurcht und von Lieb' durchdrungen,
„Mich von dem Geist zu diesem Lied gezwungen,
„Und konnt' ich nicht, doch mußte mir's gelingen:
„Zu reinigen auf heil'ger Dichtung Schwingen
„Die Heldenehre von dem Gift der Zungen,
„Vom Staub, der eure Asche hat verschlungen,
„Auf den Altar der Menschheit sie zu bringen . . ."

Und über des Dichters Entgleisungen der angezogenen Art läßt sich schließlich milder urteilen, wenn man ihnen vieles unzweifelhaft Gute entgegenhält, oder wenn man auf Brentanos Urteil über Sinclairs sonstiges poetisches Schaffen, in jenem Briefe an Arnim, etwas gibt, darin es über den „närrischen Patron", ein „Fichtisches Produkt", heißt: „Er hat auch die Hälfte Antheil an einem Taschenbuch — Glauben und Poesie, Berlin 1806 — worin Trinklieder von ihm, in denen hie und da ein herrlicher Enthusiasmus liegt. Alle diese Sachen, die ganz Erguß seiner Eigenthümlichkeit sind, erstaunen einen noch mehr,

wenn man die letzte Romanze liest, die eine altenglische Anekdote zum Grunde hat. Sie ist so ganz wunderbar gelungen, daß sie ordentlich den Steinkohlengeruch hat; und ich würde nicht glauben, daß sie von ihm ist, wenn er mir nicht eine Zigeunerromanze, bänkelsängerartig aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs, gegeben hätte, die mich erstaunte, so sehr hat sie alle Nüançen jener Zeit, die doch keinen reinen poetischen Charakter hat."[2]) —

Vierzehn Jahre währte es, ehe Tieck dem durch Sinclair angeregten Stoff wieder nahe trat, und weitere sechs Jahre verflossen, ehe er den ersten Teil seiner Novelle veröffentlichte. Daß aber von den beiden darin enthaltenen Abschnitten mindestens der erste bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1821 fertig gewesen sein muß, beweist ein [auch von Gotthold Klee (TK III, 219) angezogener] Brief Malsburgs[5]) (bei Holtei II, 299) vom 7. Juni 1821, wonach dem Schreiber bereits bekannt war, wie Edmund Beauvais Camisarde geworden. Ganz offenbar handelt es sich dabei nicht etwa nur um eine von Tieck aus erfolgte Mitteilung des Plans zu den „Cevennen", sondern wohl um eine Vorlesung mit angeschlossener Diskussion; anders möchte schwerlich Malsburgs scherzhafte Äußerung: „Wenn Sie mir auch sonst noch böse sind und nichts mehr mit mir zu thun haben wollen" und seine Worte zu deuten sein, was ihn verdrossen habe, sehe er nicht mehr, und ihn rühre nur, was er geliebt habe, zur innigern Theilnahme und Liebe.

Im Jahre 1824 muß in Freundeskreisen schon mancherlei über die Novelle bekannt gewesen sein. Da mahnt, neben Malsburg, der unterm 8. August von Tiecks Ge-

nesung durch die Töplitzer Kur baldige Vollendung des „Aufruhrs“ erhofft, auch Schleiermacher am 2. September von Rügen aus: „Vor allen Dingen machen Sie die Cevennen fertig.“ Und ein weiteres Zeugnis aus dieser Zeit bietet uns ein Brief Rahels, die am 8. September 1824 von Tiecks Verleger Reimer die Erlaubnis erhalten hatte, daß die „Sewennen, Bogen vor Bogen in's Französische übersetzt werden, und mit dem deutschen Buche zu gleicher Zeit erscheinen dürfen“, und die nun der Bitte um des Dichters Einwilligung hierein erklärend hinzufügt: „Wir haben hier einen jungen Freund bey der Französischen Legation, der sehr gut deütsch weiß; es liebt und pflegt: seine Sprache wie ein Engel schreibt; und vortrefflichst übersetzt — wie jetzt nur die beßten — dieser junge Mann fühlt sich gerüstet zu litterarischen Arbeiten; aber ein Buch zu verfassen erschrikt ihn doch; so beichtete er uns diese Woche in einem langen Gespräch, nach langer Lecture von Originalen, in beiden Sprachen, und Uebersetzungen, die er uns mittheilte, kurtz — im litterarischen Gespräch. Er fragte um Rath nach einem guten deütschen Werke: ich hatte schon lange H. Kleist's Erzählungen im Kopf. Varnhagen aber kam den andern Morgen mit dem herrlichen Gedanken als Fund zu mir, Ihre Sewennen übersetzen zu lassen. Der junge Mann kennt bis jetzt weder Meister noch Werk. Er weiß nur, daß er Bogen vor Bogen erhält, und sein Ehrenwort geben muß absolut Niemanden davon zu sprechen, noch zu zeigen!“

Und daran knüpft sie die Mahnung, Tieck möge das Werk doch endlich fertigstellen: „Könnte mein Vorschlag wie ein geunder Peitschen-Pfiff im frischen abendlichen Jagdwald Ihren Pegasus ermuntern, und er Sie flugs ganz

in die Sewennen entführen! Und mit vielen Blättern beschwert käme er und Sie zu aller Freunde Freude zurück!"

Indessen ist wohl aus der Übersetzung, die nach einem unter dem 28. September desselben Jahres 1824 an Reimer gerichteten [leider unzugänglich in Privatbesitz befindlichen] Brief Rahels kein anderer als ihr Bruder Louis Robert besorgen sollte, nichts geworden;[6]) und auch der Versuch, Tieck zu schnellerem Fortarbeiten zu veranlassen, fruchtete wenig: erst im Juni 1826 ließ er den ersten Teil seines „Aufruhrs in den Cevennen" erscheinen, dessen Quellen wir uns nun zuwenden. —

Hatten die Dramen Sinclairs Tieck veranlaßt, der Geschichte des Cevennenkrieges vorläufig nur einmal aus rein persönlichem Interesse an dieser „höchst merkwürdigen Begebenheit," und offenbar noch ohne festen Plan einer dichterischen Verwertung des Stoffes, nachzugehen, so gab ihm, nach seiner eigenen Angabe, den eigentlichen Anstoß zu seiner Novelle doch erst des Predigers Misson „Théâtre Sacré des Cévennes ou Récit des diverses Merveilles nouvellement opérées dans cette Partie de la Province de Languedoc." Das Werk ist in London erschienen, zwar im Jahre 1707, nicht 1711, wie nach Tiecks falscher Notiz im Vorwort zum „Aufruhr" auch Minor (a. a. O., S. 159) angibt. Es enthält eine Sammlung von Auszügen aus Büchern und Briefen und von mündlichen Berichten, welche nach England geflohene Camisards über die Kriegsereignisse und insbesondere über die wunderbaren Inspirationen abgaben. Aus der Angabe „Premiere Partie" ist zu schließen, daß eine Fortsetzung geplant war. Von einer solchen ist indessen nichts bekannt, dagegen sicher



nachweisbar, daß der Plan dazu noch 1711 bestand; eine 1712 erschienene deutsche Übertragung von Missons Buch: „Heiliger / Schau-Platz / der / Landschafft / Cevennes; / Oder / Historische Erzehlung / Vieler Wunder, / Welche / In Franckreich unter den Cevennen in / der Provinz Languedoc vor kurtzer Zeit gesche- / hen, und durch Gerichtlich-beschworne Aussa- / gen und andere Zeugnisse erwiesen sind. / Von / Herrn Maximilian Misson / Zu London in Französischer Sprache ans / Licht gegeben, und aus derselben treulich / ins Teutsche übersetzt. / Franckfurt, / zu finden in Leipzig bey Gottfried Rothen, / Buchdruckern. 1712." weiß nämlich zu berichten: „Man ist zwar anfänglich Willens gewesen, diesem so raren und sonderbaren Tractätlein unterschiedene nützliche und nothwendige Anmerckungen beizufügen; Weil aber Herr Misson in einem Schreiben de dato Londen den 15. Nov. 1711. geneigt versprochen, fast noch eben so viel authentiques Depositiones zu communiciren: Als hat man dieselben bis dahin versparen wollen." —

Misson ist als Tiecks Hauptquelle für die Einzelausgestaltung des Wunderbaren zu betrachten, die noch durch ein paar längere Abschnitte aus David Augustin Brueys' „Histoire du Fanatisme de notre Tems" ergänzt wird.

Dieses teilweise schon 1692 in Paris, vollständig in drei Bänden aber erst 1737 — vierzehn Jahre nach des Autors Tode — in Utrecht erschienene Werk,[7]) das vielfach nur eine auf schlechten Informationen beruhende Arbeit des katholischen Geistlichen Louvreleuil („Le Fanatisme renouvellé", 4 vol. in 12°, 1—3: 1704, 4: 1706, Avignon) kopiert,[8]) ist ein sehr charakteristisches

Beispiel für die Art der von katholischer Seite beliebten „Geschichts“schreibung. Brueys, der erst bei der Aufhebung des Edikts von Nantes von der protestantischen zur katholischen Religion übergegangen und nun zu umso leidenschaftlicherer Verteidigung seiner neuen Kirche geneigt war,[9]) vertritt die Meinung, der „Fanatismus“, worunter er die so plötzlich allenthalben verbreitete seltsame Gabe der Predigt und Weissagung versteht, sei eine Art von Geisteskrankheit; sie könne von gewissenlosen Leuten unschwer auf dafür besonders empfängliche Gemüter verpflanzt werden (Br I, VI), und infolge dessen habe man sich zu allen Zeiten und in allen Ländern dieses nie seine Wirkung verfehlenden Mittels bedient, um die Völker zu Aufruhr und Empörung zu treiben (Br I, XXV). In Ludwigs des Vierzehnten Zeit sei die Aufhebung des Edikts von Nantes mit ihren Folgeerscheinungen, die er milde als «conversion générale des Calvinistes en France» bezeichnet, äußerer Anlaß zu dem von geflüchteten Protestanten entworfenen Plan gewesen, mit Hilfe von auf nichts gegründeten Weissagungen betrügliche Hoffnungen auf Wiederherstellung der reformierten Religion und neuen Aufbau der ihr geweihten Tempel zu wecken und auf diese Weise vom Ausland her ein paar Provinzen Frankreichs rebellisch zu machen. Es sei ja bekannt, daß oftmalen falsche Prophezeiungen diejenigen Leute, auf die sie berechnet gewesen, veranlaßt hätten, nun auf die Erreichung dessen hinzuarbeiten, was man ihnen für die zukünftige Zeit verheißen (Br I, 54). Und da nun in Frankreich der Himmel für die Protestanten kein Wunder habe tun wollen, sei man eben genötigt gewesen, dem Schicksal etwas nachzuhelfen (Br I, 16): so habe man von einer eigens eingerichteten „Prophetenschule“

aus alle nötigen Vorkehrungen zur „Fanatisierung“ des Landes getroffen (Br I, 95 ff). — Wenn nun der Autor die Ansicht vertritt, es sei eine „Unverschämtheit“, in Europa unbillige Schmähschriften gegen die Behörden zu verbreiten, welche in Ausübung ihrer Pflicht die falschen Propheten zu nur zu sehr verdienten Strafen verurteilt hätten (Br I, XXVII), so darf uns das nach Kennzeichnung der von ihm eingenommenen Stellung eben so wenig wunder nehmen wie die andere Tatsache, daß er, gleich anderen gut katholischen Geschichtsschreibern des Cevennenkrieges, die gewaltsamen Mittel, deren sich die römische Kirche bediente, um die Protestanten zur Messe, und ihre Kinder zum Religionsunterricht zu bringen, als «sollicitations charitables de ceux qui travailloient à les rendre bons Catholiques» bezeichnet und sich darüber verwundert, daß selbst einige Katholiken sich zu der Ansicht hätten verleiten lassen, man habe die Reformierten doch wohl zu hart angefaßt (Br I, 293 f)! Wir werden es auch allenfalls verstehen können, daß er Gottes Gnade an denjenigen Camisards sichtbarlich bewährt findet, die nach einiger Tortur auf dem Schaffot schließlich ihrem Glauben entsagten, während er von jenen anderen, die trotz aller Martern ihrer Religion treu blieben bis in den qualvollen Tod, nur kurz bemerkt: «Ils moururent sans religion.» Ein eigenes Licht fällt aber doch auf Brueys' christliche Nächstenliebe, wenn er von schwer verwundeten Camisards gelegentlich berichtet, es sei doch noch genug Leben für eine Hinrichtung in ihnen geblieben (Br III, 417); wenn er, beim Fehlen jedweden Verständnisses für Ausschreitungen der Camisarden, die ihnen angetanen Grausamkeiten katholischer Freischaren damit rechtfertigt, daß es eben schwer sei, sich in den

rechten Schranken zu halten, wenn man die Waffen in der Hand habe (Br II, 239), oder wenn er zu einem ungeheuerlichen Befehl des Marschalls Montrevel, der fast alle Teilnehmer an einer Versammlung bei Nismes niedermetzeln ließ, entschuldigend bemerkt: man sei hier allerdings gegen Wehrlose so vorgegangen, aber es sei doch auch eine gar zu große Unverfrorenheit, solch eine verbotene Versammlung in allernächster Nähe des Marschalls abzuhalten (Br II, 128).

Daß bei solchen Tendenzen die geschichtliche Treue nicht allzu genau gewahrt bleibt, läßt sich denken. Zwar behauptet der Autor (Br I, XXVIII), sich strengstens an die Wahrheit zu halten und nichts zu berichten, was nicht entweder unter dem Volke ganz allgemein bekannt oder aus den Prozeßakten der Intendanturkanzlei von Languedoc nachweisbar sei. Aber diese Akten rühren eben von Gegnern der Protestanten her, denen es oftmals mehr darauf angekommen sein mag, nach Inquisitorenart etwas in die Leute hinein als aus ihnen heraus zu verhören, und so werden sie als einseitig gefärbte Dokumente nur mit Vorsicht zu benutzen sein. Und auf die Korrektheit des Volkes in der Überlieferung irgendwelcher Ereignisse ist auch nicht allzu fest zu bauen: fördert doch fast jeder große Prozeß die erstaunlichsten Dinge über die geringe Zuverlässigkeit vieler Zeugenaussagen zu Tage! So wird man sich schließlich nicht darüber zu wundern brauchen, daß es schwer ist, sich aus Brueys' Werk überhaupt ein chronologisch richtiges Bild vom historischen Gang der Ereignisse zu machen. Die Darstellung leidet eben allzu sehr unter des Autors Bestreben, die Camisarden unter allen Umständen so schlecht wie nur irgend möglich weg-

kommen zu lassen. Als Beleg dafür mag dienen, daß er etwa in der zweifellos anzuerkennenden, unerschütterlichen Standhaftigkeit, mit der viele von ihnen den Martertod ertrugen, nichts anderes als eine «férocité brutale» sieht (Br. I, 318), oder daß er die Waffenerfolge der Camisards, die er ja nun doch — bei allem guten Willen dazu — nicht einfach wegleugnen kann, lediglich ihrer ungeheuren Übermacht zuschreibt: da fallen einmal 1200 über eine kleine Schar Königlicher her (Br II, 65), oder die armen Soldaten müssen sich gegen eine fünf-, sieben-, ja, zehnfache Übermacht wehren (Br II, 119, 184, 215) — Übertreibungen, die eben der Zweck heiligen muß.

Indessen ist es nicht nötig, noch weiter auf den geschichtlichen Wert oder Unwert von Brueys' Darstellung einzugehen. Wir können uns nach dieser Kennzeichnung von dem Werk um so eher abwenden, als Tieck es für die historischen Tatsachen nur ganz vereinzelt benutzt und sich dafür in der Hauptsache einer anderen Unterlage bedient hat, die ihn zudem beständig polemisierend auf den zweifelhaften Wert der tendenziös gefärbten „Hist. du Fanatisme“ hinwies: das war die „Histoire des Camisards.“ —

Wann Tieck Villars' Memoiren benutzt hat, deren er besondere Erwähnung tut, läßt sich nicht feststellen. Wenn ich das Werk gleich hier mit Brueys' „Hist. du Fanatisme“ zusammenstelle, die Tieck laut Angabe des Ausleihjournals der Dresdener kgl. öffentlichen Bibliothek vom 8. Juni bis zum 24. Dezember 1821 und vom 3. bis 25. Januar 1822 entlieh, so geschieht es um der engen Verwandtschaft willen, die zwischen beiden Werken besteht.

Die Memoiren hatten in der Fassung, welche für Tieck als Quelle vorlag, eine Überarbeitung von einer Seite erfahren, die offenbar den Camisarden keineswegs günstig gesinnt war. Die ablehnende Haltung des Redaktors wird verständlich, wenn wir heranziehen, was über seine Persönlichkeit verlautet. Nach den Angaben einer bibliographischen Notiz am Anfang der im Auftrag der Société de l'Histoire de France veranstalteten großen Neuausgabe der „Mémoires du Maréchal de Villars publiés d'après le Manuscrit original .... et accompagnés de Correspondances inédites par M. le M[is] de Vogüé, Membre de l'Institut (Paris. 6 Bände. 1884—1904)" wurde im Jahre 1734 bei dem Buchhändler Pierre Gosse im Haag ein Band in 12° veröffentlicht, der nach dem Originalmanuskript Villars' Leben bis zum Ende des Jahres 1700 darstellt. Dann bricht das Werk ab: es scheint, daß aus einem nicht näher bekannten Grunde der Herausgeber nicht länger im Besitze des Manuskripts belassen worden sei. — Da der Verleger den Wunsch hegte, die Darstellung vervollständigt zu sehen, so wandte er sich an einen Schriftsteller, der aus Zeitungsausschnitten, Erinnerungen und Angaben, die man von allen Seiten zusammentrug, in einer zwei weitere Bände umfassenden Fortsetzung die Ereignisse von 1702 bis zu Villars' Tode gab. Sie erschien zusammen mit einem unveränderten Abdruck jenes einzigen, 1734 herausgekommenen Bandes im Jahre 1736 unter dem Titel: „Mémoires du Duc de Villars, Pair de France, Maréchal-Général des Armées de Sa Majesté très chrétienne, &c.[10]) Als den Überarbeiter dieser Ausgabe, mit der zwei von einander unabhängige Nachdrucke — London 1739 („Nouvelle Edition, corrigée

& augmentée d'une Table des Matieres") und Haag 1758 — bis auf gelegentliche Wortänderungen und viele orthographische Verschiedenheiten völlig übereinstimmen, glaubt der Marquis de Vogüé mit Wahrscheinlichkeit den Abbé Margon bezeichnen zu können. Der Name Margons ist auf keinem Titelblatt zu finden, doch ist er in der Bibliographie (La France littéraire, t. X, 169) als Herausgeber genannt. Wir dürfen aber diesem Abbé, der natürlich die Interessen seiner Kirche wahrzunehmen hatte und seine Stellungnahme gegen die Camisards dadurch von vorn herein bestimmt sah, keineswegs alle Verantwortung für die ganze Art der Behandlung zuschieben, welche der Cevennenkrieg in den Memoiren erfährt. Wohl spotten sie über die Propheten, nach deren Pfeifen die „Narren" tanzen (V 185); wohl nennen sie ihre Weissagungen einfach „Überspanntheiten" (V 198); wohl werden die Camisarden vorwiegend als „Rebellen", „Aufrührer", „Fanatiker", „Banditen", „Verbrecher" bezeichnet, und in einem (auch in Tr II, 292 abgedruckten) Ausspruch des Gouverneurs von Nismes über Cavalier ist das dort stehende neutrale Wort „Mann" geflissentlich durch „Schurke" ersetzt (V 176); wohl werden die Versammlungen der Camisards und gar ihre Forderung, freie Übung ihrer Religion bewilligt zu erhalten, als „Unverschämtheiten" abgetan (V 163, 193, 180/1). Nebenher geht das Bestreben, die Aufständischen nach Kräften lächerlich zu machen: Rolands an den Marschall geschickte Leute sind deshalb «plénipotentiaires ridicules» (V 195); Cavalier wird zur Unterredung mit Villars von Daniel Gui und Catinat begleitet, und der eine mit seiner zum Spott reizenden Erscheinung, der andere mit seiner finsteren Miene erscheinen wieder nur als komische Figuren, die ein

„würdiges Geleit“ für den obersten Camisardenführer abgeben (V 174). Aber das sind alles Dinge, die der Redaktor nicht aus Eigenem schöpft, sondern fast wörtlich aus Br (II, 361/2, 358, 325) übernommen hat, denn den Bericht von Villars' Anteil am Cevennenkrieg hat er nahezu unverändert aus der Hist. du Fanatisme abgeschrieben.[11]) Freilich hätte der Bearbeiter dabei etwas vorsichtiger verfahren sollen, denn Brueys' abweisende Stellungnahme will recht wenig zu der Art passen, mit der Villars selbst über die Camisarden urteilt. Daß der sich ihnen keineswegs so schroff ablehnend gegenüberstellte, lehrt die Art, wie er schließlich den Aufstand zu gütlichem Ende zu bringen bemüht war, und daß er in Berichten über sie mit starken Ausdrücken sehr sparsam umging, ja, mehr noch: betonte, ein gütlicher Ausgang dieser Wirren werde dem König die besten und tapfersten Kriegsleute des ganzen Reiches retten, wissen wir aus seinen Briefen (A, 298). Diese enthält ein 1784 in Paris erschienenes, 4 Bände in 12° umfassendes Werk: „Vie du Maréchal Duc de Villars, de l'Académie Françoise, Membre du Conseil de Régence, Président du Conseil de Guerre, Ministre d'État, Maréchal — Général des Camps & Armées, etc. etc. etc. Écrite par lui-même; et donnée au Public par M. Anquetil, Prieur de Château-Renard, & Correspondant de l'Académie Royale des Inscriptions & Belles-Lettres, avec son Portrait & des Plans de bataille“. Der Herausgeber hat, „da die Londoner Ausgabe 1739 (nur diese kennt er![12]) lediglich in Band I, 1—322, auf dem Originalmanuscript beruhe, dann aber nur eine wahllos zusammengestellte Menge von Einzelberichten gebe, die dem Ruhme Villars'

nicht gerecht werden“, nach dem ihm zur Verfügung gestellten Handschriftenmaterial — 142 Hefte und 213 einzelne Blätter Memoiren sowie 14 Bände gesammelter Briefe — ein Werk zusammengefügt, in dem er den Marschall selbst, mit den seinen eigenen Aufzeichnungen entnommenen Worten, reden läßt.

Ob Tieck diese Darstellung benutzt hat, steht dahin. Das reichere Material bieten die Memoiren, die dem Cevennenkrieg etwa 90 Seiten widmen. Zudem bringt Anquetil nur eine einzige nicht auch anderswo überlieferte Tatsache: wie nämlich ein katholischer Edelmann aus einem Gegner der Camisarden infolge der Vorstellungen und Ermahnungen einer gefangenen Prophetin ihr begeisterter Anhänger wird.[13]) Der Gedanke an Edmund Beauvais liegt immerhin nahe. Indessen kann dies noch nicht als Beweis dafür gelten, daß Tieck Anquetils „Vie de Villars“ gekannt habe. Wir bedürfen des dort gegebenen Beispiels einer Umkehr von fanatischem Katholizismus zu camisardenfreundlicher Schwärmerei nicht, nachdem aufgezeigt war, daß Tieck wahrscheinlich die an Möller gemachte und zuerst als Grundlage für eine besondere Novelle bedachte Erfahrung für die Gestaltung der religiösen Entwickelung Edmunds verwendet hat. —

Waren Brueys' „Hist. du Fanatisme“ und die darauf beruhenden Memoiren Villars' in katholischen Kreisen entstanden, war daraus ihre camisardenfeindliche Tendenz zu erklären, so ist nun unter ein paar Werken, die entschieden Partei für die Protestanten nehmen, an erster Stelle Tiecks Hauptquelle für die rein historischen Ereignisse zu nennen: die 1744 in London erschienene,

zweibändige „Histoire des Camisards, où l'on voit par quelles fausses Maximes de Politique, et de Religion, La France a risqué sa Ruïne, sous le Règne de Louïs XIV," der Tieck offenbar große Bedeutung beimaß, und die er demgemäß auch am längsten, nämlich fast dreizehn Monate — vom 2. Januar 1822 bis zum 27. Januar 1823 — benutzte.

Der anonyme Verfasser dieses Buches, aufgefordert, auf Grund eines vorhandenen Memoirenwerkes über den Cevennenkrieg zu arbeiten, erfand dieses — ohne Ordnung, ohne Daten, ohne rechten Zusammenhang, voller Widersprüche und voll unnützer Angaben — als ungeeignetes Material. Er verzichtete ganz auf seine Benutzung, suchte vielmehr alle über den Cevennenaufstand erschienenen Schriften zu bekommen und verwendete daneben mündliche Berichte des Verfassers eben jener Memoiren, der selbst mit den Camisarden gezogen war. Nun muß zu dieser letztgenannten Art der Materialienbeschaffung wiederholt werden, was schon im Hinblick auf die teilweise gleiche Methode Brueys' galt: daß es doch eine eigene Sache um die Glaubwürdigkeit solcher mündlichen Überlieferungen ist. Im vorliegenden Fall stammen sie noch obendrein aus dem Munde eines Mannes, dessen schriftliche Aufzeichnungen der Autor selbst voller Widersprüche gefunden hatte, und dessen Zugehörigkeit zu Camisardenpartei immerhin gewisse Zweifel an seiner Objektivität zuläßt. Es ist also ziemlich gewagt, wenn der anonyme Historiker behauptet, ganz unparteiisch zu Werke zu gehen. Und wenn er viele angeblich unwahren, auf Verleumdung der Camisards beruhenden Angaben, die sich in den schon vorhandenen Werken über diesen Gegenstand fanden, bekämpft und

besonders scharf gegen Brueys auftritt, so ist er allerdings stets bestrebt, seine Polemik durch Gründe und Beweise zu stützen, aber es ist damit bei dem nicht immer einwandfreien Ursprung seiner Argumente nicht allzu weit her, und so kann der Verfasser der „Hist. des Troubles des Cevennes“ ihm des öfteren auf Grund anderer Unterlagen den Vorwurf allzu starker Parteinahme für die Aufständischen, und zwar auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, machen, kann behaupten, daß nicht sowohl eine Geschichte, als vielmehr eine Apologie der Camisarden gegeben sei, und daß der Leser gut tun werde, das Werk des Anonymus als eine Art Roman zu betrachten (Tr I, 119; II, 116; Anmerkgen II, 65, 106, 108, 112).

Dieser offenbaren Parteilichkeit, aus dem allzu großen Vertrauen des Anonymus zu den Angaben seines Gewährsmannes erklärlich [denen der Verfasser der „Hist. des Troubles des Cevennes“ die anderslautenden Aussagen vieler Zeugen entgegen halten kann (Tr I, 42)], steht nun andererseits eine skeptisch ablehnende Haltung gegenüber den Mirakeln entgegen (C I, 5): „Die Religionskriege sind fast immer reich an Wundern oder vielmehr: an Geschehnissen, die dafür gelten. Es ist eine Schwäche des menschlichen Geistes. das für Offenbarung und göttliche Erleuchtung zu nehmen, was nur Wirkung eines großen Enthusiasmus ist, auf Einbildung beruht, dabei den Mut hebt und oft ins Heroische steigert.“

Objektiver als der anonyme Verfasser der „Hist. des Camisards“ steht Larrey in seiner neunbändigen, der Königin Sophie Dorothee von Preußen gewidmeten „Histoire de France sous le regne de Louis XIV“

(Rotterdam, 1722) den Dingen gegenüber. Der Autor gibt zu, daß er als Réfugié wohl Anlaß habe, bekümmert über seine Verbannung aus dem Vaterland und über die Verfolgung seiner Glaubensgenossen durch Ludwig XIV. zu sein, glaubt aber, trotzdem ohne Leidenschaft und ohne Parteilichkeit an die Würdigung eines Königs gehen zu können, dessen so glanzvolle Regierung nur durch die Religionskämpfe verdunkelt werde. (L I, XXVII). In seines, ursprünglich auf 12 Bände berechneten (L I, XI) Werkes, VII. und VIII. Bande, die Tieck nebst dem letzten, für seine Zwecke nichts nützen Band IX. am 22. Januar 1822 der Dresdener Bibliothek entnahm, widmet der Verfasser dem Cevennenkrieg und seiner Vorgeschichte den knappen Raum von insgesamt 55 Seiten (VII, 74—82, 145—148, 208/9, 272—276, 409/10 und VIII, 211—234, 362—368, 417/8). Er zeigt die Anlässe zum Aufstand auf, dessen Hauptereignisse er dann ganz kurz berichtet. Die Hauptschuld an den Grausamkeiten, die in all den Jahren den Protestanten angetan worden, schreibt er der Geistlichkeit zu: sie habe den König über die Mittel zu täuschen gewußt, deren man sich zur Bekehrung der Protestanten bedient. Ludwig XIV. wäre der erste gewesen, diese ihm harmlos als «salutaire rigueur» bezeichneten Verfolgungen zu verdammen, wenn seine Umgebung nicht verstanden hätte, die Klagen der unglücklichen Protestanten von ihm fern zu halten. So kommt Larrey (VIII, 216, 219), übrigens in Übereinstimmnng mit C (I, 24, 35, 93) und G (59f), dazu, dem König die geringste Schuld an dem Unglück seiner reformierten Untertanen zuzumessen und ihm nur daraus einen leisen Vorwurf zu machen, daß er sich nicht selbst genauer um die Art, wie man seine Befehle durchführte,

gekümmert habe. Auf diese Weise gelingt es ihm, das Bild seines Helden doch möglichst makellos darzustellen.

Eigentümlich wirkt es, wie abfällig Larrey über den Hauptführer der Camisarden, über Cavalier, urteilt, und wenn es ihn schmachvoll dünkt, daß der Marschall Villars sich so weit herablassen konnte, mit einem Menschen dieser Herkunft und dieses Schlages zu verhandeln, noch dazu unter einem sonst nur Fürsten gegenüber üblichen Aufwand an äußeren Formen, so scheint diese Anschauung fast der Ausfluß eines großen Adelsstolzes, der seltsam genug zu der Art klingt, wie der Protestant sonst die Angehörigen seiner Religion in Schutz nimmt. —

Hatte sich Larrey dagegen verwahrt, als Reformierter weniger objektiv über Ludwig XIV. urteilen zu können, so mußte andererseits der Marquis de Guiscard — hinter welchem Pseudonym sich ein Abbé de la Bourlie verbirgt — erleben, daß man seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche benutzte, ihn in den protestantischen Ländern, in Holland und England, zu verdächtigen. Demgegenüber betont er in seinen „Memoires . . . dans lesquels est contenu le Recit des Entreprises qu'il a faites dans le Roiaume & hors du Roiaume de France, pour le recouvrement de la liberté de sa Patrie“ (Delft 1705), daß gerade sein — übrigens nicht allzu strenger — Katholizismus seines Erachtens dazu beitragen müsse, ihm das Vertrauen beider Parteien: der reformierten, für die er eintritt, und der katholischen, zu der er seinem Glauben nach gehört, zu verschaffen, zumal seine Bestrebungen darauf gerichtet seien, allen zweien zur Befreiung von der tyrannischen Willkür Ludwigs XIV. zu verhelfen. Von

diesem Gesichtspunkt aus betreibt der Marquis de Guiscard ein Zusammengehen beider Parteien und behauptet (G 154, 159), daß seine diesbezüglichen Pläne nur durch den Einfall der Camisarden unter Catinat in die benachbarte Provinz Rouergue zunichte geworden seien: die bei diesem Unternehmen geübte Gewalt sei den Katholiken Anlaß gewesen, sich des weiteren Zusammenhandelns mit den Reformierten zn weigern.

Von der Art, wie Guiscard an die Durchführung seines auf nichts Geringeres als eine allgemeine Revolution, Entthronung Ludwigs XIV. und Einsetzung des Dauphins abzielenden Planes ging, gibt er nun Rechenschaft in seinen Memoiren, deren erster und einziger Teil bis ins Jahr 1703 reicht. Man gewinnt daraus ein recht abenteuerliches Bild dieses Intriguanten. Bald sucht er in einem «Avis des François Catholiques aux François Protestans des Cevennes», vom 8. März 1703 aus Paris datiert, den Anschein zu erwecken, als gingen die darin enthaltenen Warnungen vor Gewalttaten, die nur so schlimmere Verfolgungen nach sich ziehen würden, von einem fremden Fürsten aus (G 47); bald gibt er sich in einem «Lettre adressée ... aux Milices du Languedoc et du Rouergue commandées pour faire la guerre aux Protestans desdites Provinces» (vom 8. Juni 1703) als Protestanten aus, der die Milizen bittet, keine Grausamkeiten auszuüben: habe ihnen Gott schon nicht dieselbe Religion gegeben wie den Verfolgten, so sollten sie doch wenigstens der beiden Bekenntnissen gemeinsamen christlichen Nächstenliebe ihr Recht lassen. Die Truppen Montrevels fordert er unter dem 8. Juli 1703 in einem Briefe «Aux Soldats de Louis XIV qui font la guerre dans les Cevennes contre les Protestans» (G 72 ff) auf, gemeinsame

Sache mit den Aufständischen zu machen und die dem Lande aufgelegten Fesseln zu brechen: sie sollten sich dessen erinnern, daß sie Franzosen seien, „François“ aber käme von „franc“ = frei, und jetzt seien sie unfrei! Und die Offiziere aus Montrevels Armee sucht er einen Monat später (8. August 1703) davon zu überzeugen, daß Treue gegen Ludwig XIV. jetzt geradezu gleichbedeutend mit Untreue gegen das Vaterland wäre (G 107). Dabei muß Guiscard bedauern, daß diesen Briefen der rechte Erfolg nicht beschieden gewesen sei: der Drucker habe sich nämlich geweigert, sie zu setzen, und ihre handschriftliche Verbreitung sei nur in geringem Umfange möglich gewesen (G 109f). Und wenn man nun zu diesen nicht gedruckten Briefen eine nicht gehaltene Rede an die Einwohner der Stadt Rhodes hinzunimmt, die der Ausgangspunkt seiner großen Unternehmung werden sollte (G 115 ff); wenn man ferner liest, daß der Autor sich recht eigentlich für den Anstifter des ganzen Aufruhrs ausgeben möchte (G 22), über dessen ganz andere Entstehnng doch die übrigen Quellen belehren, so wird man dazu kommen müssen, diesen Marquis de Guiscard für einen rechten Charlatan zu halten, dem es mehr darauf ankam, sich in Szene zu setzen, als dem Lande zu helfen. Seinem Buch ist daher keine weitere Bedeutung beizulegen, und Tieck, der es gleichzeitig mit den drei Bänden Larrey aus der Dresdener Bibliothek entnahm, konnte darin nur allenfalls erneuerte Bestätigung der ihm schon aus der „Hist. des Camisards“ und aus Larrey bekannten Berichte über das grausame Vorgehen gegen die Protestanten finden. — Dabei mag übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß Larrey sich in einem Punkte wörtlich mit Guiscard deckt, der keinen Zweifel daran

läßt, daß dessen Memoiren mit als Quelle für sein Werk benutzt sind.[14])

Am 14. März 1822 gab Tieck die beiden eben besprochenen Werke der Bibliothek zurück und entlieh dafür auf sechs Wochen (bis zum 30. April) den I. Band einer 1693—95 anonym in Delft erschienenen „Histoire de l'Edit de Nantes, contenant les Choses les plus remarquables qui se sont passées en France avant & après sa publication, à l'occasion de la diversité des Religions: et principalement les Contraventions, Inexecutions, Chicanes, Artifices, Violences, & autres Injustices, que les Reformez se plaignent d'y avoir souffertes, jusques à l'Edit de Revocation, en Octobre 1685. Avec ce qui a suivi ce nouvel Edit jusques à présent." Die Darstellung ist auf insgesamt fünf starke Quartbände von durchschnittlich 600 Seiten verteilt. Erst Band III umfaßt in seinen drei Teilen die Geschehnisse unter Ludwig XIV.; seines Vorgängers Ludwigs XIII. Regierungszeit (1610 bis 1643) füllt den II. Band, und der von Tieck allein benutzte Band I geht nach kurzem Überblick über die religiöse Lage Frankreichs seit Luther zur Geschichte der Regierung Heinrichs IV. über, der das Edikt von Nantes erließ. Daraus folgt, daß Tieck dem Bande nicht allzu viel für seinen Zweck abgewinnen konnte. Zwei Momente indessen ergaben sich aus der Lektüre des Buches für ihn: einmal die wiederholte Betonung und Darlegung des Umstandes, daß die Protestanten sich stets als treue Untertanen bewährt, dem König mehrfach wichtige Dienste erwiesen und erst nach einer beispiellosen Duldsamkeit, die sie ihr Vaterland verlassen, auf ihre Güter Verzicht

leisten und die ihnen daheim geweigerte Freiheit der Religionsübung lieber im fremden Lande suchen ließ, schließlich zu den Waffen gegriffen hätten; und dann der Hinweis darauf, daß es stets Bestreben der katholischen Partei gewesen sei, die Wahrheit zu verbergen und ganz falsche Darstellungen zu verbreiten, darin den Protestanten ein unruhiger, aufrührerischer Sinn, Abneigung gegen die Monarchie, republikanische Grundsätze und eine mit der Ruhe des Staates unvereinbare Ketzerei zugeschrieben und auf der andern Seite nur von sanften Mitteln und väterlicher Fürsorge geredet wird, durch die man die „Ketzer“ von ihren „Irrtümern“ zu bekehren getrachtet. Auf protestantischer Seite war diesen Werken bislang keine andere Darstellung entgegengesetzt worden, weil bei der Ungunst der Zeiten jeder nur darauf zu sehen hatte, daß er nicht durch irgend eine Unvorsichtigkeit Gewaltmaßregeln über sich herabbeschwor. Damit aber die Nachwelt nicht zu falschen Urteilen käme, die der Mangel an einwandfreier Darstellung und die bekannte Politik der römischen Kirche, alles zu unterdrücken und zu vernichten, was ihr Unrecht aufzeigen könnte, dann durchaus verständlich und entschuldbar machen würde, hält es der Autor für geraten, möglichst authentisch festzustellen, ob die Widerrufung des Edikts von Nantes irgendwie zu rechtfertigen sei. Er verhehlt dabei selbst nicht, daß sein Werk durch die Absicht, den Angriffen der Gegner entgegen zu treten, einen apologetischen Charakter annehmen müsse. —

Wie sich aus der Durchsicht des I. Bandes der „Hist. de l'Edit de Nantes“ für Tieck nur ein Einblick in

die religiöse Lage Frankreichs zu einer lange vor der der Handlung seiner Novelle liegenden Zeit ergab, so konnte er auch aus den von ihm benutzten Teilen zweier anderer Werke nicht viel für seinen Gegenstand gewinnen: das eine, schon früher eingesehene war eine „Hist. de Languedoc“, das andere Montfaucons „Monumens de la Monarchie Françoise“. —

Bereits am 10. April 1821 entlieh Tieck die am 19. Mai wieder zurückgestellten Bände I und II der „Histoire Générale de Languedoc, avec des Notes & les Pieces justificatives: composée sur les Auteurs & les Titres originaux, & enrichie de divers Monumens. Par deux Religieux Benedictins de la Congregation de S. Maur (Paris, 1733—1745).“ Wenn die Verfasser [Fr. Claude de Vic und Fr. Joseph Vaissete] des auf fünf umfangreiche Folianten berechneten Werkes bemerken, sie hätten es für gut erachtet, ihre Arbeit mit Ludwigs XIII. Tode abzuschließen, „weil die Geschichte seither keine besonders interessanten oder nicht allgemein bekannten Geschehnisse aufwiese“, so dürfen wir auf sie wohl Tiecks Satz anwenden, daß die katholische Partei den Cevennenkampf, so viel sie nur konnte, ignorierte. —

Aus dem Inhalt des I. Bandes, der bis 877 reicht, konnte der Dichter natürlich garnichts entnehmen, und der II. bot ihm nur ein paar Notizen über die Albigenser: er endet beim Beginn der Unruhen, welche deren „Ketzerei“ hervorgerufen, und bei der Verdammung dieser Albigenser durch das 1165 abgehaltene Konzil zu Lombers in der Diöcese Alby. Über ihre weitere Verfolgung und den gegen sie gepredigten Kreuzzug, den Hauptinhalt des III. Bandes (1165—1271), sowie über die späteren Religionskriege in

Frankreich, die in Band V (1443—1624) behandelt werden, erfuhr Tieck aus diesem Werke nichts, da er die betreffenden Bände garnicht benutzt hat. Hingegen fand er manches hiezu in den „Monumens de la Monarchie Françoise, qui comprennent l'Histoire de France avec les Figures de chaque Regne que l'injure des tems a épargnées ... Par le R. P. Dom. Bernard de Montfaucon, Religieux Benedictin de la Congregation de Saint Maur (Paris 1729—1733).“

Das Werk, das auf die frühesten Quellen zurückzugehen sucht und in fünf Foliobänden die Geschichte Frankreichs bis zu Heinrichs IV. Tode führt, behandelt den Albigenserkrieg in dem durch Tieck vom 4. bis 18. November 1822 benutzten II. Band und gibt mit der Darstellung des von Papst Innocenz III. gepredigten Kreuzzuges gegen die „Ketzer“ ungefähr eine Fortführung dessen, was Tieck schon aus der „Hist. de Languedoc“ wußte. Viel war freilich auch hier nicht für ihn zu holen, und tatsächlich ist ja denn auch das ganze Ergebnis seiner Durchsicht dieser Werke zu ein paar Sätzen in des Herrn von Beauvais erstem großen Gespräch mit Edmund gefaßt, die ein Stück Vorgeschichte enthalten.

Als letztes der geschichtlichen Werke, die nachweislich für Tieck Quellen waren, ist zu nennen die „Histoire des Troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards, sous le Règne de Louis XIV, tirée des manuscrits secrets et authentiques et des observations faites sur les lieux mêmes. Par M. Court, Auteur du Patriote François et Impartial. (Ville

franche, 1760)" — Tieck benutzte die „Nouvelle Édition, augmentée d'un discours préliminaire et d'une notice sur M. Court. Sur l'édition de Villefranche 1760. (Alais, 1819.)" Er lernte das Buch aber erst kennen, als seine Novelle schon fast vollendet war. So hatte das Werk nur noch geringen Einfluß auf seine Arbeit. Das geschichtliche Bild ist jedenfalls nach der Lektüre dieses Buches unverändert geblieben; und so steht Tieck bei seinem engen Auschluß an die „Hist. des Camisards" oft in bewußtem Gegensatz zur „Hist. des Troubles des Cevennes," die er übrigens als „offenbar die beste Schrift über diesen Gegenstand" bezeichnet. Es ist eine auf sehr eingehenden eigenen Feststellungen des Verfassers und unter Heranziehung vieler Literatur aufgebaute Arbeit, die allerdings in ganz anderem Maße den Eindruck der Unparteilichkeit macht als das dieses Vorzugs sich so rühmende Werk des Anonymus.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß Tieck bestrebt war, sich genauere Kenntnis über die geographischen Verhältnisse jenes Teils von Frankreich zu verschaffen, in dem seine Novelle spielt. Nicht allein an den gelegentlichen Angaben in den historischen Werken ließ er sich's hierfür genügen, vielmehr nahm er noch ein besonderes Werk zu Hilfe: P. E. Herbins „Statistique Générale et Particulière de La France et de ses Colonies, avec une Nouvelle Description Topographique, Physique, Agricole, Politique, Industrielle et Commerciale de cet Etat. (Paris, An XII [1803])." Herbin, dessen Arbeit die weitere Benutzung aller bis dahin erschienenen, meist ungenauen und unvollkommenen Werke ähnlichen Inhalts

übrig machen sollte, behandelt im V. Band, den Tieck vom 1. April 1822 bis zum 25. Januar 1823 in Händen hatte, den Südosten Frankreichs (S. 385 ff). Aus diesem Abschnitt kam für Tieck besonders die Beschreibung der Departements Ardèche (S. 391 ff) und Le Gard (S. 453 ff) mit ihren Gebirgen, Flüssen und Städten, sowie den klimatischen Verhältnissen in Betracht. Unter anderm fand er hier eine Schilderung des Pont du Gard (S. 454), jener großartigen Anlage aus der Römerzeit, deren gewaltigen Eindruck er seinen Pfarrer von St. Sulpice im Gespräch mit dem Herrn von Beauvais (N 92/3) hervorheben läßt.[15])

* * *

Zusammenfassend läßt sich nun für die Art, wie Tieck seine Vorlagen benutzte, feststellen, daß aus Sinclairs Dramen erste Anregung, doch erst aus Missons „Théâtre Sacré des Cévennes" entscheidender Anstoß zur Beschäftigung mit dem Aufruhr kam. Missons Darstellung des Wunderbaren erfuhr aus Brueys' „Hist. du Fanatisme" noch einige Bereicherung; für die Schilderung der historischen Begebenheiten indessen scheidet Brueys' Werk, gleich den darauf beruhenden Memoiren Villars', fast gänzlich aus. Die „Hist. de l'Edit de Nantes", die „Hist. Générale de Languedoc" und Montfaucons „Monumens de la Monarchie Françoise" dienen nur in einzelnen Punkten für die Vorgeschichte. In der Hauptsache folgt Tieck der „Hist. des Camisards", und die danach aufgebaute Darstellung des Historischen, für die Larrey und Guiscard nur wenig bieten konnten, bleibt auch nach der Bekanntschaft mit der „Hist. des Troubles

des Cevennes“ unverändert, zu der sie infolge dessen gelegentlich in Widerspruch tritt.

* * *

Dem Beginnen, aus diesen Quellen die Novelle Tiecks herzustellen, ist noch die Anmerkung vorauszusetzen, daß sich in Goedekes Grundriß (VI, 41) die Angabe findet, Tieck habe die „Lettres des Protestants des Cevennes aux Réfugiés François-Allemands (Berlin 1704)“ mit als Vorlage benutzt. Woher diese Kenntnis stammt, weiß ich nicht zu sagen; auch konnt' ich sie auf ihre Richtigkeit hin nicht nachprüfen: das Buch ist auf keiner der befragten größeren Bibliotheken vorhanden, und Gotthold Klee, der seinerzeit den betreffenden Paragraphen im Goedeke bearbeitet hat, konnte mich über den Ursprung des angeführten Hinweises nicht belehren, da ihm sein damals gesammeltes Material nicht mehr zur Verfügung war. Ich muß es mir also versagen, auf dieses Werk einzugehen, werde indessen aufzeigen, daß Tieck seiner nicht bedurfte, da die anderen Darstellungen ihm genügende Unterlagen boten.

III.

Tiecks Novelle spielt gegen Ende des Jahres 1703, zu einer Zeit, da der Krieg in den Cevennen seinen Höhepunkt erreicht hatte. Genötigt, zur besseren Einführung seiner Leser in die Zeitereignisse der wichtigsten Geschehnisse seit Beginn des Kampfes Erwähnung zu tun, hat der Dichter in ein paar kurzen, der Vorgeschichte dienenden Abschnitten zusammengefaßt, was sich seit dem ersten Ausbruch der Empörung zugetragen hatte. Und da es sich dabei nicht um eine plötzlich entstandene Bewegung, sondern um das schließliche Ergebnis jahrhundertelangen Glaubensstreites handelte, so war Tieck gehalten, zwar mit wenigen Strichen auch den frühesten Ursprung lange genug geduldig ertragener Unterdrückungen zu zeichnen. Je weiter er sich dabei von der Spielzeit seiner Novelle entfernte, desto knapper ward natürlich sein Bericht über die weit zurückliegenden Dinge. Daß er indessen auch dafür genaueste Quellenstudien gemacht hat, erweist bis ins einzelne der Versuch, aus seinen Vorlagen heraus die auf wenige Sätze eingeschränkte Darstellung der Begebenheiten bis zum Jahre 1701 — d. h. bis zum Tode Abts von Chaila und dem Anfang des Aufruhrs in den Cevennen — aufzubauen.

Die frühesten Notizen über religiöse Parteiungen in Frankreich fand Tieck in der „Hist. de Languedoc“.

Ihre Verfasser tun kurz des um 1022 aus Italien eingeführten Ketzerglaubens der Manichäer Erwähnung (HL II, 155/6), der trotz strengster Verfolgung nicht völlig hatte ausgerottet werden können und sich im 12. Jahrhundert in der Religion der Albigenser fortsetzte (HL II, 383; cf. Mon. II, 103). Sie berichten, daß die neue Lehre, die auf äußeren Kirchenprunk verzichtete und Kreuzanbetung sowie Meßopfer verwarf, vorzüglich in Dauphiné und Provence, dann weiterhin von Toulouse aus nach Gascogne und den umliegenden Ländern sich verbreitet und besonders in Alby viele Anhänger gefunden habe (HL II, 443ff; cf. Mon. a. a. O.). Konzile zu Rheims (1148) und Lombers (1165) verdammten diese Ketzerei, und Papst Innocenz III. ging, nach dem Bericht, den Tieck bei Montfaucon (a. a. O.) vorfand, noch weiter: er rief 1209 zu einem Kreuzzug gegen die Albigenser auf, in dessen Verfolg allein in der Stadt Besiers 7000 Menschen — nach anderen Berichten noch mehr — hingemordet wurden (Mon. 105). Schien es nun auch nach langem Kriegen und vielen Glaubensabschwörungen, als habe die katholische Kirche der „Ketzerei" ein Ziel gesetzt, so war es doch einer Zahl Albigenser gelungen, der Bekehrungswut zu entgehen. Sie brachten ihren Glauben den Bewohnern der Cevennen, in deren Wäldern und Tälern sie nach Larreys Bericht (L VIII, 212f; cf. C I, 81/2) Zuflucht fanden. Die Folge war, daß die Cevennolen längst reformiert waren, ehe Jahrhunderte später Luther und Calvin der katholischen Kirche Anschauungen entgegenhielten, zu deren Verfolgung schon einmal Päpste aufgestanden, Kreuzzüge gepredigt worden waren und Armeen sich gewaffnet hatten. — Bereits um 1534, in den Anfängen Calvins,

erließ Franz I., der, ursprünglich der Lutherischen Lehre geneigt, sogar Melanchthon zu sich gebeten hatte (Ed I, 9), dann aber umgestimmt worden war, die ersten Edikte gegen die neue Lehre. Der „Hist. de l'Edit de Nantes" entnahm Tieck, daß den noch strengeren Geboten seiner Nachfolger, Heinrichs II. (Ed I, 12 ff) und Franz' II. (Ed I, 20 ff) Ketzerverbrennungen folgten, daß unter Karl IX. die Greuel der Bartholomäusnacht (1572) stattfanden (Ed I, 35 ff), daß unter Heinrich III. der Kampf gegen die Protestanten fortdauerte und daß es, als endlich Heinrich IV. auf den Thron gekommen war, auch noch geraume Zeit dauerte, bis der inzwischen von der reformierten zur katholischen Kirche übergetretene König (Ed I, 98) im April 1598 durch das Edikt von Nantes die Ausübung der reformierten Religion an bestimmten Orten und unter bestimmten Bedingungen gestattete (Ed I, 244 ff). Alle Beamten, alle Parlamente mußten sich durch einen Eid zur sorgsamen und getreulichen Beobachtung dieses Edikts verpflichten, und es schien, als könnten die Protestanten, endlich am Ende eines langen Bürgerkriegs, aufatmen: sahen sie doch durch des Königs Gebot den Frieden gesichert und binnen 24 Stunden die Mißstände so vieler Jahre abgestellt (Ed I, 252, 305). Doch bald genug mußten sie erleben, daß von neuem Gewalt gegen sie geübt wurde, mehr noch: daß Ludwig XIV. den Erlaß, der naturgemäß unwiderruflich sein sollte (Ed I, 319), im Jahre 1685 kurzerhand aufhob und eine allgemeine „Bekehrung" der Reformierten beginnen ließ. Vielen war nun ihr Glaube lieber als ihr Vaterland; sie wanderten also vor solcher Gewissensbedrückung aus und verfielen damit auf Grund der Edikte von 1685 und 1686 der Ächtung (L VII, 74; C I, 26, 33;

Tr I, 4). Denen, die im Lande blieben, geschah Gewalt aller Art, wenn sie sich weigerten, ihren Glauben abzuschwören. Mit am strengsten verfuhr man in den Cevennen, wo der Intendant Basville sich eifrig mühte, in jeder Weise Hof und Klerus zufrieden zu stellen. Die Cevennolen, deren königstreue Gesinnung sich schon mehrfach erwiesen hatte, erklärten sich auch jetzt bereit, für den König Gut und Blut zu opfern, nicht aber ihren Glauben, für den sie allein Gott verantwortlich wären. Die Folge war, daß die zu ihnen gesandten Bekehrungsapostel sich der äußersten Gewaltmaßregeln bedienten. Übereinstimmend berichten L (VII, 147; VIII, 216), C (I, 95 f) und Tr (II, 341), daß alles in die Messe geschleppt wurde, daß man die Protestanten mit Gewalt zur Beichte führte, mit Gewalt ihnen das Abendmahl nach katholischem Ritus aufzwang «à-peu-près comme on fait passer des médicamens dans le gosier des animaux». Dragoner wurden in die Berge geschickt: mit dem blanken Stahl in der Hand stellten sie die Leute vor die Wahl, den „reinen“ Glauben anzunehmen oder niedergemetzelt zu werden (L VIII, 215/6). Als «Missionaires expéditifs» drangen Soldatentrupps in die Häuser und machten kraft ihrer sehr bündigen Predigten, die nur aus den paar Worten: „Tot — oder katholisch!“ bestanden, die Bewohner der Cevennen zu «Convertis à la Dragone» (C I, 77, 91). Ihre Kirchen wurden zerstört, ihre Geistlichen vertrieben (L VIII, 218; C I, 105). Gewalt über Gewalt geschah in den folgenden Jahren. Ein markantes Beispiel dafür ist die im November 1698 vollzogene Hinrichtung des protestantischen Predigers Brousson. Die Quellenberichte hierüber weichen stark voneinander ab. Bei Br (I, 236/240, 265/283) kommt Brousson sehr

schlecht weg: er wird als Aufrührer hingestellt, der geradezu gestanden haben soll, daß er sich in seiner Sterbestunde nichts anderes vorzuwerfen habe als den Plan zu einer Revoltierung Frankreichs. Ganz im Gegenteil betont L (VII, 81 f), Brousson habe auf seinem Gang zum Schaffot beteuert, er sei nur gekommen, seine Brüder im Glauben zu trösten, sie zum Ausharren zu ermahnen, zugleich aber ihnen Gehorsam gegen den König in allem, das nicht den Geboten Gottes entgegen wäre, ans Herz zu legen. Auffallend ist, daß L besonders auf die wohlwollende Behandlung hinweist, die Brousson sowohl vom Intendanten von Béarn, in dessen Gebiet er gefangen genommen, als auch von Basville, vor den er gebracht worden war, erfahren habe. Der letztere soll sogar nach langen Unterredungen, deren Inhalt unveröffentlicht blieb, schließlich selbst von Broussons Unschuld überzeugt gewesen sein, habe aber, den Befehlen des Hofes gemäß, doch das Urteil fällen müssen und nur seine Vollstreckung um einiges mildern können (L VII, 79/81). —

Für Tieck konnte weder die „Hist. du Fanatisme" mit ihrer ausgesprochen camisardenfeindlichen Tendenz in Betracht kommen, noch die Darstellung bei L, die einen vom sonstigen Bilde des Intendanten Basville so ganz abweichenden Charakterzug brachte. Er hielt sich also, nur die äußeren Tatsachen verwertend, an die „Hist. des Camisards", die sich hierin mit Br und L, sowie mit Tr (I, 6/7) durchaus deckt. Sie berichtet (C I, 32 ff), daß Claude Brousson aus Nismes als Advokat gewöhnlich die Sachen der Reformierten und ihrer Kirchen vertrat, 1683 diesen Beruf mit dem eines Predigers vertauschte, sich gegen Ende des Jahres nach Lausanne begab, 1689

in die Heimat zurückkehrte, 1693 wiederum in die Schweiz ging und nun in aller Form als Priester bestätigt wurde. Er predigte in Lausanne, Bern und Zürich, verließ dann die Schweiz, zog mit seiner Familie nach dem Haag und trat in den Hauptstädten Hollands auf. 1695 kehrte er zum ersten, 1697 zum zweiten Male nach Frankreich zurück und predigte in Vivarès. Er wollte vor seiner Rückkehr nach Holland noch einmal seine Heimat und seine Brüder in den Cevennen besuchen, wurde im September 1698 ergriffen und in Montpellier am 4. November aufs Rad geflochten.

In demselben Jahre 1698 erließ der König eine neue Erklärung, die den Emigranten die Rückkehr ins Vaterland gestattete; doch die Bedingung, daß sie ihren Glauben abschwören sollten, ließ den Erlaß ohne praktischen Wert (C I, 26; L VII, 74). — Die alte Strenge dauerte im Verfolg einiger neuer Verordnungen vom Jahre 1699 fort: die eine, vom Februar, schärfte den Leuten wieder das Verbot der Auswanderung ein und setzte Galeerenstrafe und Gütereinziehung auf seine Übertretung (L VII, 146 f). Eine Schar von 63 Männern verließ im April 1700 Paris, diese grausame Strafe anzutreten, die auch allen werden sollte, welche Flüchtlinge begünstigten oder in Versammlungen überrascht wurden (C I, 33/4; L VII, 208, 272/3; Tr I, 4 ff). Gewöhnlich jedoch ging man bei der Verfolgung der wehr- und waffenlos in Wald und Höhle zur Ausübung ihres Gottesdienstes sich versammelnden Protestanten noch schärfer vor (C I, 27, 106): wie Diebe, Räuber oder Aufrührer wurden die Unbewehrten behandelt; man verfolgte sie, die keine andere Waffe als die Bibel hatten, überall, wo sie sich zu Gottesdiensten nach ihrer Art trafen (cf. L VIII, 220/1); die Soldaten schossen auf Männer und Frauen, und konnte

man die Zusammenkünfte selber nicht überraschen, so fing man die Teilnehmer auf dem Rückweg ab, um sie an Rad und Galgen zu bringen. Und endlich verfügte ein weiterer Erlaß vom 16. Oktober 1699, daß Eltern, die ihre Kinder nicht in die Religionsstunde schickten, hart bestraft werden sollten (L VII, 275). Ergänzend wird berichtet, daß die Reformierten von den Geistlichen gezwungen wurden, selbst die Messe zu besuchen, und ihren Kindern katholische Erziehung zu geben (Tr I, 23, 70, 173, 177); daß man den Eltern, die verdächtig waren, ihre Kinder entriß (L VII, 275; Tr II, 341); daß der Abt von Chaila Knaben, die nicht zur Kirche kommen wollten, grausam schlug (Tr I, 27), und daß er alles daran setzte, die Gefangenen zur Annahme des katholischen Glaubens zu bringen (Tr I, 26). Und die Grausamkeiten dieses Abts gaben schließlich den Anstoß zur Erhebung, während das Land bisher noch ruhig geblieben war, bisher noch in Ludwig XIV. die von Gott eingesetzte Obrigkeit gesehen hatte, deren Gewalt untertäniger Gehorsam gebührte (L VIII, 218).

Sehen wir nun, wie sich bei Tieck aus den angeführten Quellendarstellungen ein kurzer Überblick über die weitere Vorgeschichte des Cevennenkrieges zusammenfügt, den er als rechte Exposition gleich zu Anfang den Herrn von Beauvais im Gespräch mit seinem Sohne geben, und späterhin durch einzelne Angaben über geschehene Unterdrückung und über Broussons Tod aus dem Munde der Camisarden ergänzen läßt. —

Kurz gedenkt Beauvais des einfachen Glaubens mit seinem stillen Zurückziehen vom Glanz und der Vieldeutigkeit der bischöflichen und päpstlichen Kirche, wie er schon früh in den Tälern der Albingenser uud in den Cevennen

entstanden sei; mißbilligend erwähnt er der Ketzerverfolgungen und Kreuzzüge, des vielen unschuldigen Blutes, das man dort vergossen habe, statt die dem Prunk und Glanz der Tempel,[16]) der kunstgemäßen vielseitigen Ausbildung des religiösen Geheimnisses abgewendeten Leute auf ihre Weise in ihren Bethäusern und mit ihren Priestern Gott dienen zu lassen. In fast wörtlichem Anklang an L (VIII, 212 f) betont er, daß beim Zusammenbrechen der päpstlichen Herrschaft Calvins Schüler in jenen Gegenden „schon seit lange alle Gemüter unterrichtet uud vorbereitet“ fanden. Dann berührt er kurz den fast hundertjährigen Bürgerkrieg, dem endlich das Edikt von Nantes ein Ende gemacht habe, läßt alle Unterdrückungen, die folgende Jahrzehnte trotzdem mit sich gebracht hatten, beiseite und tadelt schließlich mit gerechtem Vorwurf den Widerruf jenes Edikts durch Ludwig XIV.

Von den Folgen jenes Aktes absolutistischer Willkür, die Beauvais nur kurz streift (N 87), ist später die Rede. In der Gesellschaft, die sich von ohngefähr in Beauvais' Hause zusammenfindet, vor dem Unwetter Schutz zu suchen, bringt der Jäger Favart die Rede auf die gewaltsamen Bekehrungen (N 94), und im Camisardenlager gedenkt Abraham Mazel im Gespräch mit Edmund (N 206 ff) des „großen Wanderns aus dem Lande,“ der Verbote, die sich schließlich auch dagegen richteten, und der Galeerenstrafe, die auf ihre Übertretung gestellt worden. — Wenn es da heißt, daß, des Beispiels wegen, einige alte Edelleute an die Kette geschlagen worden seien, so kann Tieck sich hierfür nicht auf eine Quelle berufen. Indessen erzählt C später, der Herr von Salgas, ein Mann von mehr als 60 Jahren, sei — im Juni 1703 (!) — zu den Galeeren verurteilt worden

(C II, 179 ff; cf Br II, 170 ff; Tr I, 272, 304 ff), und diese Angabe mag Tieck vorgeschwebt haben. — Des Meßzwanges tun Catinat und Mazel Erwähnung (N 189, 206), und der erstere erinnert die Camisarden auch daran, wie man den Eltern die Kinder entrissen habe, sie katholisch zu erziehen, wie die Mütter sie nie wiedergesehen hätten, wie die Unmündigen, wenn sie dem Evangelium treugeblieben, in Kerkern mißhandelt und gemartert worden seien, wie man die Unschuldigen, die sich oft zum heimlichen Gottesdienst im Felde versammelt, niedergemacht und hingerichtet habe, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Endlich ist von Broussons Wandel und Tod zweimal die Rede (N 189, 209/10), und wundervoll weiß Tieck hier den unschuldigen Tod des „heiligen Märtyrers“ zu schildern: „Ein Sturm des Geistes, sagte er, hätte ihn zu uns getrieben. Er hatte es wohl daheim und bequem, aber seine lieben Berge, Waldschlüfte, die klaren Flüsse wollte das fromme Waldvöglein noch einmal besuchen und den süßen Nachtigallenton aus der Brust in unsere Seele schmettern, so inniglich, voll und liebesiech, daß er daran verscheiden mußte.“

Hatte Tieck nun in der aufgezeigten Weise kurz die Ereignisse aus mehreren Jahrhunderten zusammengefaßt und besonders der sechzehn Jahre seit Aufhebung des Edikts von Nantes (1685—1701) gedacht, so mußte er mit größerer Ausführlichkeit bei den wichtigsten Tatsachen verweilen, die seit Anbeginn des Aufruhrs sich begeben hatten. Er berichtet also, wie der Plan entstand, die vom Abt von Chaila festgehaltenen Gefangenen zu befreien, und wie in der folgenden Nacht ein Haufe Bauern vor das Schloß Pont Mont de Verd zog und die Freigabe erzwang. Dem

Abt bangt vor der Wut des Landvolks; ihr zu entgehen, will er sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten und liegt mit zerschmetterten Gliedern unten. Froh, ihre Angehörigen wieder zu haben, ziehen sich die Bauern zurück. Nur ein Trupp unter Führung des nach Rache an den Bedrückern verlangenden Esprit Seguier kehrt wieder, verbrennt das Schloß, tötet die Priester, die dort weilen. Sein Schicksal ereilt ihn bald: er wird von den königlichen Truppen geschlagen, der Anführer stirbt auf dem Scheiterhaufen.

Die Erhebung scheint unterdrückt. Da fordert man alle, die am Zuge gegen den Abt beteiligt gewesen, auf, sich zu melden, sichert ihnen Straffreiheit zu. Sie trauen dem Erlaß — man ergreift sie und hängt sie an den Türen ihrer Häuser auf.

Nun ist das Maß voll. Der offene Aufruhr beginnt. Unter Führung des Landmannes Perrier sammeln sich die jüngeren Leute. Die königlichen Truppen werden bei Karnaulé geschlagen. Andere Kämpfe folgen. An Stelle Perriers übernimmt la Porte die Führung. Er fällt in der Schlacht bei la Salle; sein Neffe Roland folgt ihm im Kommando.

Die Aufständischen erringen Vorteil nach Vorteil über königliche Truppen so wohl wie über Bürgermilizen. Eine Art Kreuzzug wird gegen sie gepredigt. Scharen junger Leute tun sich unter verwegenen Führern zusammen, gegen die Camisarden zu kämpfen: auch sie unterliegen. Ein Trupp Aufständischer unter Cavalier kann es gar wagen, sich am hellen Tage der Stadt Sauve zu bemächtigen.

Der Ruf ihrer Tapferkeit ist fest gegründet. Die Soldaten fürchten die Bauernheere; sie sind nicht zum

Widerstand zu bringen, wenn jene unter Psalmensang gegen sie anrücken. Das Gebirg unterstützt die Camisarden: hier wissen sie Bescheid, können alle Verfolger irreleiten, auf unbekannten Seitenpfaden ihnen entgehen oder über sie herfallen. Hier bergen sie in Höhlen ihre Verwundeten, sammeln sie große Vorräte an Waffen und Lebensmitteln.

Sie halten strenge Mannszucht. Nur wenn es unumgänglich ist, wenden sie Gewalt an. Gegen wehrlose Feinde, gegen Verwundete und Gefangene enthalten sie sich aller Grausamkeit. Plünderungen sind ihnen verboten.

Ihr gefürchteter Name dient bald einer Räuberschar zum Deckmantel, die raubend und brennend das Land durchzieht, Greuel aller Art verübt, wehrlose Reisende überfällt und mordet. Die Camisards trachten danach, diese Frevler zu entdecken und sie für den Mißbrauch ihres Namens und für ihre Schandtaten zu bestrafen.

Der Intendant von Basville und die Marschälle Broglio und Montrevel stehen ratlos einem Haufen begeisterter Bauern gegenüber. Sie halten die Katholiken an, ihre eigenen Landsleute zu beobachten, die Verdächtigen zu melden, sie martervoller Hinrichtung preiszugeben. Umsonst: nur immer größer wird die Zahl der Aufständischen. Ganze Gemeinden werden auf bloßen, unbewiesenen Verdacht hin aufgehoben, die Dörfer verbrannt, die Bewohner gefangen gesetzt: vergebens. Nur neuen, stärkeren Widerstand weckt das grausame Vorgehen. Freilich bleiben den Camisards neben ihren Erfolgen auch Niederlagen nicht erspart; so erleiden sie bei Nages einen schweren Verlust. Doch ihren Mut kann das nicht dämpfen, und noch auf dem Rückzuge von dieser Schlacht erringen sie schon wieder einen neuen Vorteil: sie zersprengen eine

gegen sie ziehende Freischar unter Führung des seiner Grausamkeiten wegen gefürchteten Einsiedlers von Saumiere. —

Mit diesen beiden Kämpfen, deren gleich zu Beginn der Novelle als jüngster Kriegstaten Erwähnung getan wird, sind wir am Ende der zur Vorgeschichte gehörigen Ereignisse. Wir kommen dazu, im einzelnen Tiecks Darstellung mit den Angaben seiner Vorlagen zu vergleichen. —

Der in der Novelle gegebene Bericht über die Unternehmung gegen den Abt von Chaila (N 211/2) ist aus mehreren Quellen zusammengeflossen. Gemeinsam fand Tieck allen historischen Schriften — mit Ausnahme von L — die Angabe, daß tagszuvor in einer Versammlung der Beschluß gefaßt worden sei, die Gefangenen zu befreien. Während die Anregung hiezu nach M 83 von Abraham Mazel ausging, den auch Tr (I, 35) als Urheber des Planes neben Esprit Seguier und Salomon Couderc nennt, die auf Grund ihnen gewordener Offenbarung zu dem Befreiungswerk rieten, weiß C (I, 108) zu sagen, daß Perrier, dessen Verlobte sich unter den Gefangenen befunden, den Anstoß gegeben habe. Tieck ist also hier nicht C, sondern den andern Angaben gefolgt, wenn er Abraham Mazel sich rühmen läßt: durch ihn sei der heilige Krieg entsprungen (N 192, 211). —

C (I, 111 ff) berichtet dann weiter, wie mehr als hundert junge Leute, die Perrier von vorn herein vor Gewalttaten gewarnt und vor allem das Leben des Abts zu schonen geheißen habe, bei Einbruch der Nacht vor Schloß Pont Mont de verd erschienen seien. Perrier habe die Herausgabe der Gefangenen gefordert und danach sofortigen Rückzug versprochen. Alle Antwort seien ein paar Flinten-

schüsse gewesen, die drei seiner Leute verwundet hätten. [Bei Tieck stärker: „sie töteten drei von unseren Freunden“]. Nun habe er einen starken Baumstamm gegen das Tor führen lassen, das vor der Gewalt dieses Anpralls eingebrochen sei. Seinen Leuten, die sich wild in das Schloß stürzen wollten, habe er Halt geboten und sei dann in voller Ordnung mit ihnen eingezogen. In einem Fenster des Schlosses, in dem man sonst nichts sich regen gesehen, habe Perrier eine Gestalt erblickt, die hinausflüchten wollte; er habe den Abt erkannt, dem für sein Leben bange gewesen, habe ihm wiederholentlich versichert, daß er unversehrt bleiben werde, und so schließlich die Freigabe der Gefangenen erwirkt. Während nun rührende Szenen zwischen den Befreiten und ihren Rettern sich abgespielt hätten und alles in bester Ordnung gewesen sei, hätten von ohngefähr einige der Geretteten den Abt erblickt, ihm seine Grausamkeiten vorgeworfen, ihre Wunden hingezeigt — und in plötzlich ausbrechender Wut wäre er aus dem Schloß gezerrt und gesteinigt worden, ehe noch der herbeieilende Perrier imstande gewesen, Einhalt zu tun.

Anders schildert Tr (I, 38): der Abt habe sich vor den Eindringlingen in sein Zimmer geschlossen und, als sie selbst die Gefangenen befreit und angesichts des elenden Zustandes der Ihrigen ihn zu sprechen begehrt hätten, von neuem auf sie schießen lassen. Nun hätten die Angreifer Feuer an das Haus gelegt, vor dem sich der Abt an einem aus seinen Betttüchern geknüpften Strick zum Fenster hinaus hätte retten wollen — dabei sei er abgeglitten und habe sich im Falle ein Bein gebrochen. Im Bemühen, sich mit Hilfe eines Dieners beiseite zu schleppen,

sei er entdeckt und umringt worden; man habe ihm seine Gewalttaten vorgeworfen, ihm mit Schlägen zugesetzt, und schließlich sei er unter 52 Wunden zusammengebrochen, davon 24 tödlich gewesen.

Mit diesen Angaben deckt sich in manchen Zügen Br (I, 296 ff): auch dort ist vom Inbrandstecken des Schlosses die Rede, auch dort zieht sich der Abt in ein gewölbtes Gemach zurück, bis er, der Flammenglut zu entfliehen, in den Garten hinabspringt, erst ungesehen bleibt, dann aber unter Beilhieben und Dolchstößen sein Leben lassen muß. — Die Camisards auch hier möglichst schlecht zu machen, läßt aber der Autor die Ermordung zu einer schon von vorn herein beschlossenen Sache werden, läßt auch die Bauern, ohne daß sie erst eine gutwillige Herausgabe der Gefangenen gefordert hätten, gleich unter Mordiogeschrei angreifen und einen Torwache haltenden Landmann, sowie den Schulmeister töten, und erfindet endlich die seltsame Mär, daß man dem Abt das Leben hätte schenken wollen, falls er — seinen Glauben abzuschwören, den Camisards zu folgen und bei ihnen als Priester zu fungieren sich bereit erklärt hätte!, eine Angabe, die Tr (I, 40) mit Recht ins Fabelreich weist. Und statt auf die allerorts erhobenen Klagen über des Abts unmaßene Strenge einzugehen, tut er sie kurz als Verleumdungen ab und stellt mit eigener Logik fest, daß die Heiligkeit seines Todes doch ein glänzend Zeugnis für die Reinheit seines Lebens abgelegt habe. —

Keine der aufgeführten Darstellungen will so recht zu Tiecks Angaben passen. Aus Tr und Br entnimmt er, daß der Abt sich in sein Gemach zurückgezogen; bei Br findet er, statt des bloßen Versuches solchen Ent-

kommens, von dem L und C berichten, und statt des vorsichtigen Herablassens an einem Strick, dessen Tr Erwähnung tut, daß der Abt aus dem Fenster springt — allerdings erst, um sich vor den Flammen zu retten. Wie indessen C erst später durch Esprit Seguier das Schloß in Brand stecken läßt, so weiß auch Tieck nichts von einer solchen Brandstiftung beim ersten Angriff; er läßt vielmehr den Abt nur aus Angst vor dem wilden Wesen der Angreifer „vom hohen Fenster herab sich auf die Straße retten." Mag sein, daß er den solchergestalt zustande gekommenen Tod des Abts nur deshalb als frei von aller Gewalttat geschehen hinstellen will, um die Camisards von Schuld rein zu halten, und daß er so diesen unhistorischen Ausgang selbst erfunden hat. Vielleicht ergab er sich ihm auch aus der nicht unzweideutigen Bemerkung bei M (83) die „Rache des Herrn habe der Grausamkeit des Verfolgers ein Ziel gesetzt." Nicht unwahrscheinlich scheint mir endlich, es habe ihm eine Stelle in Tr (I, 47/8) vorgeschwebt, wonach kurz nach des Abtes Tod ein anderer Geistlicher, der Pfarrer von St. André-de-Lancize, sich aus Furcht vor den schon die Treppen heraufsteigenden Verfolgern vom Glockenturm, auf dem er sich in Sicherheit geglaubt hatte, hinuntergestürzt habe und zerschmettert liegen geblieben sei. — Endlich ist die Angabe, daß nach des Abtes Sturz seine Diener herbeigelaufen seien, wohl darauf zurückzuführen, daß sowohl Tr wie Br ausdrücklich eines Dieners, letzterer auch noch eines Soldaten Erwähnung tut, der sich mit dem Abt retten und dann unten noch seine Flucht habe begünstigen wollen, sowie daß nach L (VIII, 222) der Abt mit sechs oder sieben seiner Trabanten getötet worden. —

Wenn Tieck nun weiter erzählt, daß die große Mehrzahl der Angreifer, dem Willen des vernünftigen Perrier gefüge, sich still, froh und glücklich zurückgezogen habe, Esprit Seguier aber und eine Zahl Männer, so wild wie er, wieder nach Pont Mont de verd gekehrt seien, das Schloß in Brand zu stecken, so folgt er damit durchaus der in C (I, 124 ff) gegebenen Darstellung, der er indessen noch die „Ermordung aller Priester, die Seguier dort findet", hinzufügt. Daß solche in der Umgebung des Abts gewesen seien, ist an sich wahrscheinlich. Besonderen Hinweis finden wir in Tr (I, 41/2): dort heißt es, zwei Kapuzinerpatres hätten sich bei dem entstehenden Lärm auf das Feld geflüchtet und unter dem Getreide verborgen. —

In genauestem Anschluß an C, die sich hierin übrigens durchaus mit Tr (I, 53) und Br (I, 318) deckt, ist dann die Gefangennahme Seguiers und sein Gespräch mit dem Anführer der königlichen Truppen wiedergegeben. Es heißt da (C I, 129), Seguier habe mit Feuer und Schwert in der ganzen Gegend gewütet, Geistliche ermordet, Katholiken jeden Alters und Geschlechts niedergemetzelt, sei von Truppen des Königs überrascht und in einem Hause von Pont Mont de verd gefangen genommen worden und habe auf die Frage des königlichen Offiziers, wie er nach so vielen Verbrechen und Gewalttaten behandelt zu werden dächte, nur die Antwort gehabt: „So wie ich dich behandeln würde, wenn ich dich gefangen hätte." Verurteilt, lebendig verbrannt zu werden, habe er bis zum Tode sein bescheidenes, aber sicheres Auftreten, das Gebahren eines Märtyrers, beibehalten und sich von der Flammenglut keine Klage, keinen Seufzer entlocken lassen (vgl. N 189).

Ebenso stammt Tiecks Erwähnung der fälschlich angekündigten Gewähr einer Verzeihung für die Teilnahme an dem Zuge gegen den Abt von Chaila aus C (I, 138), die berichtet, jene Proklamation habe besagt, daß der König allen einen Generalpardon geben wolle, die direkt oder indirekt an der Ermordung des Abtes und den darauf folgenden Greueln beteiligt gewesen, wofern sie die Waffen niederlegten und sich friedlich in ihre Häuser zurückzögen. Der Name des Königs habe bei den Landleuten Vertrauen erweckt, mehrere von ihnen seien aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervorgekommen — und dann ergriffen und vor der Tür ihrer Häuser aufgehängt worden. Unschuldige hätten mit den Schuldigen leiden müssen, ja, die Mehrzahl der Hingerichteten hätte sich an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen nicht nur nicht beteiligt, sondern sie sogar verabscheut. Nun seien die Landleute in Wälder und Höhlen geeilt, hätten nach Perrier verlangt, der auch bald an der Spitze einer neuen Truppe gestanden habe. —

Tiecks Angabe über ihre Bewaffnung („Waffen werden hervorgesucht, wer die nicht hat, nimmt Sichel und Beil“) ist in entsprechender Form in Tr (I, 36) nachzuweisen. C, die vorher berichtet hatte, wie man sich der Waffen im Schloß des Abts von Chaila bemächtigt habe, tut dem entsprechend an dieser Stelle einer besseren Ausrüstung der Aufständischen Erwähnung (C I, 143). —

Wie einzig C Perrier einführt, was ihr in Tr, die dessen Namen so wenig kennt wie Br oder L, als Unrichtigkeit vorgeworfen wird, so ist auch nur in dieser Quelle die Schlacht bei Karnaulé geschildert, für deren Darstellung also wiederum lediglich C als Vorlage anzusprechen ist. Sie erzählt, wie Perrier 150 seiner Leute

verborgen, andere 50 dem Feind entgegengeführt und ihn durch eine Scheinflucht in den Hinterhalt gelockt habe, wo die Königlichen von allen Seiten zusammengehauen worden seien. Fast wörtlich übernimmt die Novelle, daß man nur fünf geschont, und daß Perrier diese aufgefordert habe, dem Grafen Broglio die Kunde von der Niederlage zu bringen (C I, 144 ff). — Tiecks knappe Bemerkung: „Broglio selbst rückte nach, wurde aber vertrieben“ gründet sich auf eine entsprechende ausführliche Angabe in C (I, 146), die schon am Tage nach dem Gefecht den Marschall ausziehen läßt, die Schlappe auszuwetzen, während Tr erst nach mehreren Niederlagen königlicher Truppen den Grafen im Oktober selbst gegen die Aufständischen marschieren läßt, und auch nach Br (I, 351 ff) sein persönliches Eingreifen erst um diese Zeit statthat. —

Und ebenfalls in C heißt es, daß Broglio von den Camisards, die ihre Kenntnis des Landes genutzt hätten, bald hier, bald dort aufzutauchen und eben so schnell wieder zu verschwinden, so lange hin- und hergehetzt worden sei, bis er weitere Verfolgung aufgegeben und sich nach Montpellier zurückgezogen habe. Die Camisarden seien hierauf in ihre Wälder gekehrt, und Perriers erste Sorge sei gewesen, Gott für den Erfolg feierlich Dank darzubringen; in einer außerordentlichen Versammlung sei dies mit Lobsingen und Verkündigung von Gottes Wort geschehen. Hierher hat Tieck sein „christlich Dankfest ... Kirche und Predigt ... im stillen Walde“ (N 213) entlehnt.

Weiter stammen aus C die Angaben von Perriers Verwundung in der nächsten Schlacht (C I, 151), seinem Entschluß, mit seiner Frau das Vaterland zu verlassen und nach Genf zu gehen, sowie der noch durch ihn erfolgten

Übergabe des Kommandos an la Porte (C I, 153), den Tr und Br von vorn herein als Führer der Camisards hinstellen; und ferner entnahm Tieck derselben Quelle die Erwähnung der Schlacht bei la Salle (C I, 157 f) und alle Einzelheiten über den Tod la Portes (C I, 159/176), der ganz abweichend von Tr (I, 87 ff) und Br (II, 8/10) dargestellt ist: auf dem mit Toten und Sterbenden bedeckten Schlachtfelde sei er, schwer verwundet, gefunden und bei dem von seinem Neffen Roland geleiteten Rückzuge mitgeführt worden. Unter sorgfältiger Pflege genesend, habe er schon Pläne neuer Unternehmungen gegen den Feind gebaut, auch das Kommando selbst schon wieder übernommen. Da habe er eines Sonntags mit so gewaltiger Kraft Psalmen gesungen, daß all seine Wunden aufgebrochen seien, und ein Fieber habe ihn überkommen und nach sechs Tagen dahingerafft. — Ganz entsprechend heißt es bei Tieck (N 214): „Da lieferte der kühne la Porte das grausame Treffen vor la Salle ... Er starb bald hernach an seinen Wunden, glorreich, denn sie öffneten sich alle, als er, fast schon geheilt, so inbrünstig beim Gottesdienst Psalmen sang, daß zwanzig verletzte Adern zugleich bluteten, und so sein Geist in roten Strömen lobsingend zum Himmel eilte.“ —

Nach seinem Tod, der drei Monate nach der Schlacht bei la Salle erfolgte (so C I, 171; entgegen Tiecks Angabe „bald hernach“!), wurde sein Neffe Roland zum Führer gewählt, dem alle Treue schworen (C I, 177), eine Angabe, die Tieck verwendet, wenn er Roland die Worte in den Mund legt: „Nun erinnere ich euch auch noch zuletzt, daß ich mit eurer aller Einstimmung seit meines Oheims rühmlichem Tode euer Anführer bin, daß mein Gebot unerschütterlich gelten muß, und daß derjenige, den ich aussende, und der

meine Befehle frevelnd übertritt, wie ein Empörer zu betrachten ist gegen mich, euch und eure heilige Sache" (N 186).

Von den nun folgenden Kämpfen bis zur Schlacht bei Nages erwähnt Tieck nur noch einen, in dem der Oberst Julien („vor drei Monaten") von Cavalier hart bedrängt worden (N 155). Belegen läßt sich dieses Treffen nicht. Mit Tiecks Schilderung in Einzelheiten sehr nahe verwandt ist ein Kampf Rolands gegen la Lande, der, nach C (II, 174), an einem engen Paß sich abspielte, dessen eine Seite das steile Gebirge abschließt, während er auf der andern jäh zu einem reißenden Gießbach abfällt. Hier wird la Lande von vorn und im Rücken angegriffen, während gleichzeitig vom höheren Gebirge aus ein Steinregen die Soldaten überschüttet, die so, ohne Widerstand leisten zu können, niedergemacht werden. La Lande entkommt mit wenigen Leuten nach einer jenseits des Baches gelegenen Mühle, zu welcher Roland die Zugänge zu besetzen vergessen hatte. — Nach Tieck ist nun Juliens Truppe ähnlichem Untergange durch Cavaliers Leute preisgegeben, ohne daß Gegenwehr möglich ist. Der Oberst rettet sich auf einem Weg, den die Feinde unbesetzt gelassen hatten, über eine Brücke nach einer (auch hier!) jenseits des Gebirgsstromes stehenden Mühle. — Bei dieser auffallenden Übereinstimmung darf wohl angenommen werden, daß die Darstellung in C, wenn sie nicht direkt Quelle für Tieck war, ihn doch mindestens sehr stark beeinflußt hat. Obendrein sei bemerkt, daß nicht weit von Dresden, bei Rabenau, sich eine große Mühle mit auffallend ähnlicher Umgebung findet, die Tieck kennen mochte.[17])

Das Treiben von provençalischen Räubern, die Häuser plündern und verbrennen, Reisende überfallen und ermorden,

Schrecken und Entsetzen in der ganzen Provinz verbreiten, sich „Camisards“ nennen und es, um diese Täuschung aufrecht zu erhalten, zunächst nur auf Katholiken abgesehen haben, später indessen auch die Reformierten nicht mehr schonen, ist in Tiecks Novelle gleichfalls der Darstellung in C nachgebildet: sie allein weiß davon zu berichten, während Tr (II, 101 ff) die Mordbrenner als frei erfundene Figuren hinstellt, die der Anonymus, ohne historische Grundlage, lediglich zur Rechtfertigung der Camisarden auf die Szene gebracht habe, und während Br (II, 262) diese sogenannten „Camisards noirs“ einfach mit den Aufständischen identifiziert. — Fast wörtlich nun übernimmt Tieck den Bericht Degrans (N 195 ff) einer Punkt für Punkt damit zusammenstimmenden Stelle in C (II, 111), in der es heißt, vier Camisards seien den Mordbrennern in die Hände gefallen und wegen der unter ihnen herrschenden strengen Ordnung, die alles Plündern verbiete, verspottet worden: sie würden wohl oder übel schließlich Hungers sterben müssen. Statt dessen sollten sie lieber mit den Provençalen ziehen, ihnen auf Grund ihrer genauen Kenntnis des Landes die Häuser zeigen, in denen es das meiste zu holen gäbe, und an der gemachten Beute teilhaben. Für den Fall ihrer Weigerung habe man ihnen mit dem Tode gedroht; wohl oder übel hätten sie also einwilligen müssen und dabei gehofft, bald entwischen zu können, hätten die Diebe in die Schlösser und Häuser der reichen Katholiken geführt, Zeugen der verübten Greuel sein und schließlich mit ansehen müssen, wie unter dem Vorwand, Lebensmittel hergeben zu sollen, auch die Protestanten von den falschen Camisards geplündert worden seien. Dabei hätte man ihnen durch scharfe Bewachung bei Tage und bei Nacht

die Flucht unmöglich gemacht, und nur einer von den vieren hätte schließlich entkommen können, als man ihn eines Tages vor einem neuen Überfall auf Kundschaft ausgesandt. Vom Geschick der drei anderen erfahren wir nichts. — Nur in einem einzigen Punkt weicht Tieck hier von seiner Vorlage ab: wenn er nämlich die Ermordung eines von den vier Gefangenen nach voraufgegangener schrecklicher Mißhandlung einfügt, um die Schuld der Mordbrenner noch zu vergrößern. Ihnen schreibt er auch die Ermordung der Marquise von Miramon zu, und da Tr behauptet, die Mörder seien Protestanten gewesen, die sogar öfters in Cavaliers Truppe gekämpft hätten, da ferner Br diesen Mord zu den grauenvollsten Taten der „Fanatiker" zählt, während nur C die Aufständischen von dieser Schuld zu entlasten beflissen ist, so erhellt, daß auch für diese Stelle Tieck C gefolgt ist, mit der sich die anderen Berichte übrigens hinsichtlich der Tatsachen ziemlich genau decken. Es wird da berichtet (C II, 136 ff; Tr II, 101 ff; Br 230 ff), die Marquise habe Usez verlassen, um zu ihrem sie in St.-Ambroix erwartenden Gemahl zu reisen. Ihre Bekannten hätten ihr geraten, sich unter militärischen Schutz zu stellen oder ihnen wenigstens zu gestatten, daß sie ihr mit einigen Bewaffneten das Geleit gäben; sie aber hätte dies abgelehnt mit der Begründung, daß sie stets allein gereist, auch oft Camisards begegnet sei, daß diese ihr aber stets freundlich entgegengetreten seien. So habe sie, nur von einer Kammerfrau, einer zweiten Dienerin, einem Lakai und dem Kutscher ihres Wagens begleitet, die Stadt verlassen, und nur eine Meile noch sei sie von St. Ambroix entfernt gewesen, als acht oder zehn Männer, die sich als Camisards ausgegeben, den

Wagen umringt, die Marquise und ihre Bedienten gebunden und, des Geschreis und der Tränen eben so wenig wie der Bitten und Versprechungen aller Kostbarkeiten und vielen Geldes achtend, die Dame und ihre Kammerfrau sowie den Kutscher getötet hätten. Dem Lakai wäre es gelungen, zu entfliehen; die zweite Dienerin wäre für tot liegen geblieben und hätte sich später mühselig nach St. Ambroix schleppen können. —

Tiecks Abweichungen von der Vorlage, der er sonst wieder genauestens folgt, bestehen lediglich darin, daß er des Lakaien und des Kutschers nicht besonders gedenkt, sowie daß er Cavalier (N 195) von der Marquise als einer heimlichen Freundin der Camisards reden läßt — eine Einfügung, die wohl darauf zurückgehen kann, daß C der Miramon als einer «jeune Dame génèralement respectée, mais particulièrement parmi les Camisards» gedenkt, möglicherweise aber auch der Erinnerung an eine Szene bei Sinclair, auf die später einzugehen nötig sein wird, ihr Entstehen danken kann. —

Den seit Ende 1702 gepredigten Kreuzzug gegen die Camisards fand Tieck allenthalben erwähnt, und die Quellen wiesen ihn auch darauf, daß an der Spitze eines Teils der Leute, die sich zusammengetan, um alle Reformierten zu töten und ihre Häuser zu brandschatzen, ein Eremit gestanden habe, dem der Ruf größter Grausamkeit vorangegangen, und der deshalb auch am meisten gefürchtet worden sei (C II, 114 ff; Tr 1, 266; Br II, 244/5). Daß der Bischof von Nismes, dem dieser Einsiedler unterstellt gewesen, ihm zu seinem Beginnen Dispens und Segen gegeben habe, erwähnt Tieck nicht, dagegen übernimmt er aus der Quelle (C II, 122) die Angabe, daß der Eremit in

blindem Eifer bei seinem Rauben und Morden auch der Neubekehrten nicht geschont habe, an deren Stelle die Novelle, des größeren Nachdrucks halber, sogar Altkatholische dem Bruder Gabriel zum Opfer fallen läßt. —

Daß Katholischen das Anerbieten gemacht worden sei, die Reformierten den Behörden zu nennen, sich zu Diensten herzugeben, wie sie der Herr von Beauvais stolz zurückweist, mag einmal auf dem Bericht von einer Aufforderung zu dermaßenem Denunzieren bei Br (II, 142/3), dann auf der Angabe beruhen, der Herr von Saint-Cômes, ursprünglich Protestant, habe seinen Glauben abgeschworen und sich, vom Hofe dafür belohnt, zu einem der eifrigsten Überwacher der Neubekehrten aufgeworfen, habe getrachtet, deren Versammlungen aufzufinden, die Gefangenen noch verspottet und sie der Verdammnis überliefert: die Männer seien auf die Galeeren, die Frauen in die Klöster gekommen (C I, 226; Tr I, 60 ff; Br. I, 341 ff). — Und bei des alten Beauvais Worten vom mißverstandenen Gehorsam des rechtlichen Mannes (N 79) mag Tieck bedacht haben, daß Saint-Cômes an die auf seine Angaben bei einer Versammlung überraschten und gefangenen Glaubensgenossen die Frage richtete, ob sie denn des Königs Befehl nicht gekannt hätten. Weiter ist auch in Tr (III, 66) von einem andern Adligen die Rede, der den Protestanten nachgestellt habe. Berichten schließlich Tr (I, 228) und Br (II, 102 ff) von Montrevels Aufforderung an die hugenottischen Edelleute, ihre Untergebenen bei der rechten Pflicht gegen den König zu halten, den Camisards jede Unterstützung zu entziehen; von seinem Erbieten, ihnen zu dem Zweck Soldaten zur Verfügung zu stellen, seinem Wunsch, diejenigen genannt zu hören, welche etwa

Widerstand leisteten, sowie von seinem Versprechen großer Belohnungen für getreue Pflichterfüllung und dem Androhen, Nachlässigkeit nicht ungestraft zu lassen, so durfte Tieck wohl leicht folgern, daß man sich der Hilfe des katholischen Adels auch in noch höherem Maße zu bedienen gesucht haben werde. —

Die Einnahme der Stadt Sauve, in den Quellen genau ausgeführt (C I, 273; Tr I, 115; Br II, 39 ff), wird von Tieck nur ganz flüchtig erwähnt. — Kurze Zeit danach will der Pfarrer von St.-Sulpice seine Heldentaten gegen die Camisards begangen haben (N 95/6). Geschichtlich ist das nicht zu belegen. Anhaltspunkte mögen für Tieck darin gegeben gewesen sein, daß einmal in Tr von einem Überfall der am langsamsten von Sauve sich zurückziehenden Leute Cavaliers die Rede ist, und daß ein andermal in C (II, 66/7) vom Pfarrer von St.-Laurent erzählt wird, er und einige ihn geleitende Leute seien von einer Schildwache der Camisarden aufgehalten worden; darauf habe er geboten, auf diese zu schießen, und sei selbst, seinem Pferde die Sporen gebend, entflohen, während seine Eskorte bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden sei. —

Für die Erwähnung der Verwüstungen, die auf Montrevels Befehl im Gebirge angerichtet worden, fand Tieck in allen geschichtlichen Quellen zahlreiche Belegstellen (C II, 100; Tr I, 165, 193, 234, 251, 302, 314, 323, 330, 333, 351, 356; Tr II, 36, 134; V 133, 138; Br II, 220 ff, 246 ff, 274). Er spricht von einem Dorf, welches abgebrannt worden sei, weil es den Rebellen Lebensmittel gegeben habe; von der Gegner Morden und Brennen, von den Aufhebungen in der Gemeinde Mialet und im Distrikte von Nismes, und von der Einäscherung der Dörfer um Melière

(N 160, 198/9), und er kann sich dabei auf C (II, 4), welche Mariège und Vestris als Dörfer nennt, die verbrannt worden seien, weil sie, wenn auch gezwungen, die Rebellen unterstützt hätten, ferner auf Tr (I, 251) und Br (II, 136/7), die von der Aufhebung von Mialet berichten, und endlich auf Villars' Memoiren (V 138) stützen, die in Übereinstimmung mit Br von der Fortführung von mehr als 250 jungen Leuten aus Nismes wissen. —

Bei dem Beginnen, die bislang dargestellten Ereignisse zeitlich festzulegen, ergibt sich, daß Tieck für die Vorgeschichte ziemlich genau an den überlieferten Daten festgehalten hat.

Zuerst: Tiecks Novelle spielt im Jahre 1703. Das belegt eine Äußerung Edmunds von Beauvais direkt (N 144: „man wird es nicht glauben, daß unser Kalender 1703 schreibt"), indirekt deutet er es an anderer Stelle an, wenn er vom Märtyrertode Broussons als einem noch nicht ganz fünf Jahre zurückliegenden Ereignis spricht (N 210). Die geschichtliche Überlieferung wies uns, daß Brousson am 4. November 1698 hingerichtet worden.

Genauer noch: die Handlung der Novelle fällt in den Monat Oktober, denn acht Monate weilt Montrevel in den Cevennen (N 144), die er — nach der Geschichte — im Februar 1703 betrat (C I, 267; Tr I, 187; Br II, 78; L VIII, 225). Möchte die Erwähnung eines heiteren Sommermorgens (N 176), der Umstand, daß Beauvais und Vila (N 189) oder Edmund und der alte Priester (N 296, 313) im Garten umherwandeln und, ebenso wie die Bauersleute, bei denen Beauvais und Eveline später Zuflucht gefunden, in der Laube sitzen (N 299, 325), vielleicht auch das Gewitter,

dessen Ausbruch gleich im Anfang geschildert wird (N 75, 90, 114 ff, 123), uns leiten, die Zeit der Handlung früher, mehr nach dem Sommer hin, anzusetzen, so weist uns Rolands Bemerkung, die Zeit des Nüsseschüttelns sei nahe (N 203), doch wiederum auf den Herbst. Auch müssen wir schließen, daß die Tage bereits merklich kürzer werden, wenn wir hören, daß Edmund und der Marschall Montrevel das Fräulein von Castelnau zu einer Stunde besuchen, da schon die Lichter brennen (N 126, 128), was an Sommertagen doch reichlich spät sein dürfte. Dazu kommen die Angaben, die Tieck bei Herbin (V, 456/7) fand, und die ihn darauf führen mußten, den Aufenthalt im Freien für diese Jahreszeit so ganz wahrscheinlich zu finden. —

Bis zum Oktober 1703 reichen also die Ereignisse der Vorgeschichte, die sich nach rückwärts bis an die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) erstreckt.

Den durch des Königs Gewaltstreich und die mit den Bekehrungsversuchen verbundenen Greueltaten veranlaßten zahlreichen Auswanderungen ward 1686 ein Verbot Ludwigs XIV. entgegen gestellt (C I, 26, 33; Tr I, 4; L VII, 74). An diesen Erlaß ist bei Mazels Erzählung derzeitiger Ereignisse (N 206 ff) zu denken: einmal, weil er sein damaliges Alter als „ungefähr zwanzig Jahre“ bezeichnet, während man ihm unter den Camisarden nun mit einer Achtung begegnet, wie sie in erster Linie einem älteren Manne zu erzeigen ist (er wäre bei dieser Annahme immerhin erst 37 Jahre alt!), dann aber, weil er vom Wirken du Serres als einem später liegenden Ereignis berichtet; und wir wissen aus Br (I, 1) und Tr (II, 4), daß dieses Treiben bereits 1688 oder 1689 begonnen hat. — 1697 und 1698 wird den Protestanten von neuem jede Religionsübung

untersagt, zugleich eine Verschärfung aller mit der Rücknahme des Edikts von Nantes verbundenen Strafen gegen die Ungehorsamen angeordnet (L VII, 74; Tr I, 4). Hierauf ist Mazels Angabe: „Damals waren alle alten Verbote von neuem geschärft“ (N 210) zu beziehen; das „damals“ geht auf die Zeit von Broussons Wiederkehr und Tod, also auf die Jahre 1697 und 98 (C I, 32ff; Br I, 267ff — 280; Tr I, 10; L VII, 78/82). Seit 1698 geht auch die Verfolgung der Protestantenversammlungen (C I, 27; Tr I, 6ff; L VII, 76), und dazu stimmt, daß Abraham Mazel um diese Zeit einer von Basville überfallenen Zusammenkunft Gottesfürchtiger nur durch ein Wunder entkommen sein soll (N 210). Für seine Angabe, das sei bei Alais im Oktober geschehen (ob 1697 oder 1699, ist nach Tiecks Wortlaut nicht zweifelsfrei zu entscheiden), findet sich kein Anhalt in den Quellen; diese wissen nur von einer im Oktober 1701 bei Alais abgehaltenen Versammlung, die aber bei der Ankunft von Basvilles Soldaten schon beendet gewesen, so daß nur noch drei Leute, die sich langsamer zurückgezogen, hätten ergriffen und gerädert werden können (C I, 105). Es muß aber scheinen, als habe Tieck für jene Mazel zugeschriebene Äußerung an diese Zusammenkunft gedacht, da er ihn gleich darauf von der Unternehmung gegen den Abt von Chaila weiter erzählen läßt. Diese fällt auf den 24. Juli 1702 (C I, 110ff; Tr I, 35ff; Br I, 296), wozu Tiecks Angabe: „es war mitten im Sommer“ gut paßt. Die Hinrichtung des Esprit Seguier erfolgte am 12. August (Tr I, 54), und noch in den selben Monat wird das Verfahren gegen diejenigen zu setzen sein, welche gegen den Abt oder mit Seguiers Trupp gezogen waren. C (I, 138/141) enthält eine zwar aus-

führliche Schilderung ohne Angabe von Daten; Tr (I, 55) vermerkt nur kurz im Anschluß an die Hinrichtung Seguiers und seiner Genossen, daß man sich damit noch nicht begnügt, sondern weitere Todesurteile vollstreckt habe, die so Schuldige wie Unschuldige getroffen hätten, und sie stellt diese Angabe noch unter die Ereignisse des Monats August. —

Das Treffen bei Karnaulé wird in C (I, 138, 144 ff) als die erste Unternehmung dargestellt, die den regulären Krieg («la Guerre dans les formes») eröffnet. Dürfen wir aus Tr, die, wie erwähnt, von jenem Kampfe nichts weiß und auch die ersten Kriegstaten der Camisards anders darstellt als C, wenigstens die Zeitbestimmung für diese ersten Treffen auf die Schlacht bei Karnaulé übertragen, so können wir sie in den September 1702 legen (Tr I, 72).

Die Schlacht bei la Salle muß im Oktober 1702 stattgefunden haben. C (I, 171) erwähnt ihrer im Dezember 1702 als eines drei Monate zurückliegenden Ereignisses, und für diese Datierung spricht auch die Angabe in Tr (I, 87 ff, 89 Anm. 4°): hier wird zwar bestritten, daß überhaupt eine Schlacht bei la Salle stattgefunden habe; la Porte wird bei Montlezon getötet, sein Kopf erst auf der Brücke von Anduze, dann in St.-Hippolite, endlich in Montpellier ausgestellt. Nimmt man dazu, daß nach C (I, 158 ff) la Porte, bei la Salle sehr schwer verwundet, dann unter sorgsamer Pflege genesen, erst einige Zeit nachher gestorben, daß aber im ganzen Lande das Gerücht von seinem Tode in jenem Kampfe umgegangen, und in Montpellier sogar ein abgeschlagenes Haupt aufgesteckt worden sei, welches einige Leute als das la Portes zu erkennen geglaubt hätten, so erhellt wohl, daß man die

Schlacht bei la Salle dem Kampfe bei Montlezon gleichsetzen und auf sie das Datum des letzteren übertragen darf. So gewinnen wir auch von dieser Seite her die Zeitangabe Oktober.

All diese Ereignisse gibt Tieck als schnell aufeinander folgend, zwar ohne Datierung, aber in einer der geschichtlichen Überlieferung gemäßen Reihenfolge.

Nicht ganz richtig scheint seine Zeitangabe über die Ermordung der Marquise von Miramon. Cavalier will — im Oktober 1703 — „kürzlich" auf die veränderte Stimmung der Bevölkerung gegen die Camisards aufmerksam geworden sein und in diesem Zusammenhange auch von jenem Mord gehört haben (N 194/5), der nach einer Angabe in Tr (I, 111) auf den 23. November 1703 festzulegen ist. Zu dieser Datierung würden auch ungefähr die Angaben bei Br (II, 230 ff, 239 ff) stimmen, auf den freilich nicht allzu viel Verlaß ist: er verlegt nämlich in dieselbe Zeit den Beginn des Kreuzzuges gegen die Camisards, während nach C (I, 172; II, 111, 114) die „Cadets de la Croix" etwa gleichzeitig mit jenen unter dem Namen der Camisarden auftretenden Räuberhorden, d. h. im Dezember 1702, erscheinen. Daß Tieck an diese Angabe sich gehalten hat, folgt aus den Worten, die er dem Pfarrer von St. Sulpice in den Mund legt (N 95/6): der will erst von dem Kreuzzug und vom Treiben des wieder zum abenteuernden Soldatenleben zurückgekehrten Einsiedlers von Saumiere gehört haben und dann, nach der Einnahme der Stadt Sauve, selber gegen die Rebellen gezogen sein. Diese aber erfolgte nach Tr (I, 115) am 27. Dezember 1702, nach Br (II, 23, 37 ff) um den Jahreswechsel 1702/3, wenngleich die Darstellung in C (I, 273 ff)

den Glauben erweckt, als sei Sauve erst nach Montrevels Ankunft (Februar 1703) genommen worden.

Des Marschalls grausames Vorgehen gegen die ihm verdächtigen Dörfer fällt in die Monate Februar bis Oktober 1703 (Tr I, 193, 234, 251, 351; II, 32, 37; Br a. a. O.); die Gemeinde Mialet, deren die Flüchtlinge bei Tieck (N 199) als einer von vielen „vor einigen Monaten" aufgehobenen Ortschaften Erwähnung tun, ist nach der geschichtlichen Darstellung im April 1703 von diesem Schicksal betroffen worden (Tr I, 251).

Am schwierigsten ist die Festlegung der Ereignisse, die auf der Grenze von Vorgeschichte und Haupthandlung liegen: der unglücklich für die Camisarden verlaufenen Schlacht bei Nages und des Kampfes gegen den Einsiedler von Saumiere. — Die Quellen wissen von verschiedenen Schlachten bei Nages. Die eine, im November 1703, also der Zeit, in der Tiecks Novelle spielt, am nächsten liegend, verläuft nach C (II, 129 ff) und Tr (II, 91 ff) glücklich für die Camisards: eine Sonntags abgehaltene Versammlung der Protestanten soll von Königlichen überrascht werden; Cavalier, rechtzeitig davon benachrichtigt, steht dem Feinde fest entgegen, treibt ihn zurück und hat selbst nur zwölf Tote. — Im Gegensatz hierzu steht einzig bei Br (II, 237) zu lesen, daß Cavaliers Trupp, um neue Rekruten vermehrt, sich angeschickt hätte, in aller Ruhe bei Nages den Sankt Martinstag zu begehen, dort aber durch eine Abteilung königlicher Truppen überrascht und trotz annähernd vierfacher Übermacht in die Flucht geschlagen worden sei. — Einzelheiten bringen diese Darstellung einem Bericht in C (II, 23) sehr nahe, nach dem Cavalier bei Nages von

einer annähernd gleichen Zahl feindlicher Soldaten angegriffen, durch Scheinflucht zur Verfolgung gereizt und nur durch eine ihm plötzlich aufgestiegene Furcht vor einem auch tatsächlich gegen ihn bedachten Überfall aus dem Hinterhalt veranlaßt worden sei, die Verfolgung aufzugeben und so der fast sicheren Vernichtung durch eine 2000 Mann starke Abteilung königlicher Infanterie zu entgehen. — Und endlich wird in C (II, 211 ff) und Tr (II, 235 ff) einer Schlacht bei Nages gedacht, die kurz vor Montrevels Abberufung im März 1704 geschlagen worden sei und mit einer Niederlage der Camisarden geendet habe. —

Tieck hat nun hier offensichtlich die drei verschiedenen Kämpfe miteinander vermischt. Er legt die unglücklich für die Camisards verlaufene Schlacht in die Zeit zu Anfang seiner Novelle und stützt sich hierbei vielleicht auf jene nur bei Br gegebene Darstellung der Niederlage am Sankt Martinstag. Dabei stoßen wir auf Einzelheiten, die über jenen später geführten Kampf bei Montrevels Scheiden aus der Provinz berichtet werden und von Tieck also um mehr als fünf Monate vordatiert sind. Dahin gehört in erster Linie die Beschreibung, welche Cavalier (N 222/3) von dem Kampf und von seiner Flucht gibt. Sie beruht vornehmlich auf der Darstellung, die C (II, 208 ff) von der Schlacht vor Montrevels Abreise gibt. Danach wird Cavalier, der die königlichen Truppen angreifen will, selbst durch ein Dragonerregiment überrascht, dessen schnell erfolgende Flucht ihn in einen Hinterhalt lockt. Er sieht sich von allen Seiten eingeschlossen; die Königlichen halten alle Höhenzüge und Straßen besetzt. Er weist seine Leute darauf hin, daß ihrer das Rad harre, wenn sie sich fangen ließen, daß man deshalb allen Mut

zusammennehmen und durch die Feinde hindurchbrechen müsse. Zwei Soldaten ergreifen ihn: einem schlägt ein Camisard den Arm ab, den andern erschießt Cavalier selber. — Mit diesem Bericht deckt sich in allen wesentlichen Punkten Tr (II, 236 ff). Für Cavaliers Verfolgung durch Dragoner zieht der Autor eine Stelle aus V 148 heran, wonach ein Dragoner Cavalier beständig nachgesetzt sei; der Camisardenführer habe das Pferd des Verfolgers erschossen, der ihn mit einem Flintenschuß verfehlt hatte. Zwei Pferde seien Cavalier unter dem Leibe getötet worden: er habe das eines seiner Leute bestiegen und sei entkommen. — Genauer noch paßt auf seine Verfolgung eine in C (II, 130/1) und Tr (II, 92) im Zusammenhang mit der ersten Schlacht bei Nages erzählte Begebenheit: Cavalier geht allein auf Kundschaft aus, wird von einem ihm mit zwei Dragonern auflauernden Cornet erkannt, zerschmettert diesem den Schädel, erschießt dann den einen Dragoner und jagt mit gezogenem Säbel den andern davon. Hier fallen also zwei Verfolger von Cavaliers eigener Hand, wie bei Tiecks Darstellung der Flucht, während Tr (II, 236 ff) ihm nur einen nachsetzen ließ und C (II, 208 ff) zwar von zweien sprach, deren einen aber von einem Soldaten Cavaliers töten ließ. —

Ist also hier von Tieck eine Vermischung von Tatsachen der ersten mit solchen der zweiten Schlacht bei Nages vorgenommen, so verwendet er an anderer Stelle die für die Camisarden glücklich verlaufenen Kämpfe bei Nages für die Haupthandlung (N 160 f). Dort heißt es, daß Cavalier in den Weinbergen bei Nages königliche Truppen und Bürgersoldaten geschlagen habe und ihnen bis vor die Tore von Nismes gefolgt sei, eine Bemerkung,

die ganz gut darauf zurückgehen kann, daß Br (II, 247) bald nach jenem nur ihm eigenen Bericht von der Novemberniederlage der Camisards angibt, Cavalier habe seine Raubzüge in Vau-Nage fortgesetzt und bis vor die Mauern von Nismes ausgedehnt. — Für die Einzelheiten jenes späteren Kampfes — Scheinflucht, Hinterhalt, Umzingelung — hat Tieck offenbar C (II, 23) verwendet und nur einerseits die Rollen vertauscht, so daß bei ihm die Königlichen in die Falle gelockt werden, die man laut dem Bericht der Quelle den Camisarden gestellt hatte, andererseits aber den Kampf wirklich zustande kommen lassen, der nach C (a. a. O.) durch die Cavalier noch rechtzeitig aufgekommene Bedenklichkeit vermieden worden war. Und endlich ergibt sich, daß für diesen Kampf eine Stelle verwertet ist, die C (II, 212/3) als Beschluß der Schilderung von der Niederlage im März 1704 bringt. Dort heißt es, Cavalier habe sich nach einer von Dragonern besetzten Brücke gewendet und den Übergang erzwungen. Sein Bruder, der die ersten Camisards schon die Brücke passieren gesehen, während Cavalier noch ein beträchtlich Stück davon entfernt gewesen sei, habe die Flüchtigen angehalten, auf den Feind zu schießen und so den Rückzug ihres Führers zu begünstigen. Genau so, wie der Knabe hier dargestellt ist, beschreibt ihn Tieck (N 161): die Rebellen vereinigend, ihnen zusprechend, mit aufgestreiftem Ärmel ... Das Alter stimmt leidlich: Tieck gibt ihm etwa 12 Jahre, C kaum zehn.

Einer Einzelheit von Cavaliers Flucht bleibt noch zu gedenken. Tieck läßt ihn erwähnen, daß er auf dem Felde mit einem Bauern die Kleidung getauscht habe, und er fand hierfür Anhalt in den Quellen. Da heißt es einmal in C (II, 211), Cavalier habe — freilich schon vor

der Schlacht bei Nages (im März 1704) — den Anzug eines gewöhnlichen Camisarden angelegt, um nicht erkannt zu werden. Das läßt sich mit Tiecks Angabe vereinigen, wenn man bedenkt, daß die Camisarden ja zumeist Landleute waren und die ihnen gewohnte Kleidung trugen. Vielleicht ist auch an eine Angabe zu denken, die sich bei Br (II, 291) und V (152) findet: danach erfährt der Marschall Villars bei seiner Ankunft in Languedoc, Cavalier sei in einem Gefecht gegen la Lande verwundet worden und zu Fuß in den Wald geflohen, nachdem er vorher seine Kleider abgelegt hatte, um nicht erkannt zu werden. —

Auf ähnliche Weise wie die Geschichte von der Schlacht bei Nages ist nun die Begegnung der Camisards mit dem Trupp des Eremiten in Tiecks Darstellung aus Berichten zusammengeflossen, die verschiedene Zeiten angehen. Br (II, 285) und V (147 f) erwähnen ein Zusammentreffen der Rebellen mit der Schar des Bruders Gabriel im Anschluß an die zweite Schlacht bei Nages, während C (II, 128) von einer Vernichtung der Truppe des Einsiedlers und einer Verfolgung bis zur Vidourla schon vor der ersten Schlacht bei Nages erzählt. — Diese verschiedenen Angaben sucht Tieck nun zu vereinigen. Den Jäger Favart läßt er erzählen, daß sich Camisards und Königliche „heut wieder“ in den Haaren liegen (N 93). Diesen Kampf verlegt die spätere Aussage des Einsiedlers nach „drüben rechts bei Nages“ (N 114), und im Anschluß an diese Schlacht hat sich sein Kampf mit den Camisarden entsponnen. — Soweit verträgt sich also Tiecks Schilderung mit denen von Br und V. Aus der Darstellung in C dagegen erklären sich

die Bemerkungen Cavaliers, der erst im Hause des Herrn von Beauvais erzählt, des Eremiten Trupp sei „gestern“ vernichtet worden (N 109), dann an anderer Stelle (N 222/3) berichtet, daß zwar ein Teil seiner Leute jenem schon vor der Hauptschlacht entgegen gegangen sei, daß aber das Gerücht, der Eremit sei dabei völlig geschlagen worden, sich späterhin als falsche Nachricht herausgestellt habe. Das konnte er bei seinem Aufenthalt in Beauvais' Haus noch nicht wissen, denn er war ja unmittelbar nach der Schlacht geflohen und hatte selbst nicht an dem Kampf gegen den Einsiedler teilnehmen können (was dieser ja auch noch besonders hervorhebt (N 116): „Wäre Cavalier bei dem Trupp gewesen, so wär' ich ihm nicht entronnen.“) — Und darin liegt nun zugleich ein Widerspruch gegen C, die in ihrem Bericht Cavalier selbst gegen des Eremiten Schar Anführer sein läßt. Im übrigen aber ist für die Schilderung des Kampfes selbst — „Meine Leute ergreift ein panischer Schrecken, . . . sie kommen an die Vidourla . . ., der reißende Bergstrom schwillt zu einer furchtbaren Höhe . . . Todte, Verwundete und Lebende seh' ich sich in den Fluten wälzen . . ., ich war verfolgt und in Gefahr . . .“ — zweifellos die Darstellung in C grundlegend gewesen: danach wurde der Eremit in die Flucht geschlagen, bis zur Vidourla getrieben und zu deren Überschreiten gezwungen, wobei fast alle seiner Leute, die sich vor den Camisards hatten retten können, den Tod in den Wellen fanden, und der Einsiedler selbst nur mit knapper Not entkommen konnte. —

Es bleibt noch, zu sagen, daß Villars' Memoiren den Bruder Gabriel als einen der Camisardenführer be-

zeichnen. Doch ist einmal ein Hauptmann der Aufständischen mit Namen Gabriel sonst nirgends bekannt; andererseits werden die Kreuzfahrer, zu denen auch des Eremiten Trupp gehört, oft als „weiße Camisarden“ bezeichnet, so daß eine Nachlässigkeit im Gebrauch der so ähnlich klingenden Namen leicht zu jener Verwechselung bei Villars führen konnte. Der volle Name des Eremiten ist, nach übereinstimmenden Angaben in C (II, 118), Tr (I, 266) und (Br II, 243), Frère François-Gabriel; doch führt ihn Tr im Index nur unter Gabriel auf. So können wir wohl unbedenklich auch den Frère Gabriel in V mit dem Einsiedler von Saumiere identifizieren.

IV.

Damit sind wir am Ende der Vorgeschichte angelangt, und wir wenden uns nun zur Haupthandlung der Novelle, die sich über etwas mehr als 23 Tage hinzieht: am ersten Tag führt das Gewitter die Fremden zu Beauvais, am zweiten besucht Edmund Christinen (cf. N 126: „von der gestrigen Niederlage der Camisards“ mit N 93: „heute sollen die Hugenotten ganz und gar verspielt haben“). Am vierten Tag kommt Vila zu Beauvais, Edmund in die Camisardenversammlung mitzunehmen (N 143 „... daß er vorgestern seine Liebste todtgeschossen hat.“). Am zwölften Tag wird Edmund bei den Camisards Zeuge der Verhandlung gegen Catinat (N 179: er sieht ... „jenen Jäger, den er in seines Vaters Hause vor ohngefähr 12 Tagen getroffen ...“), am dreizehnten folgt er Cavaliers Trupp, den er um Mitternacht trifft (N 217/8: „am andern Morgen fühlte sich Edmund besser ... gegen Mittag erhob er sich ... eine Stunde vor Mitternacht stand er auf einem Berge und unter ihm ... war seine Heimath“). Am vierzehnten Tag werden die gefangenen Räuber getötet; die Camisards kämpfen gegen Julien; Vilas Sohn gesellt sich zu ihnen. Der siebzehnte Tag bringt Vilas Verhör (N 240 „... daß ich seit drei Tagen [d. h. seit sein Sohn bei den Camisarden ist] nicht habe schlafen können“) und seine und des Kabinets-

rats Begegnung mit Edmund und Lacoste, der achtzehnte Tag das Gefecht der Beauvais geleitenden Camisards mit Königlichen. Castanets Hochzeit ist nicht genau zu datieren, liegt aber wohl nicht viel später. Dann bricht Edmund auf, um die Gegend zu erkunden. Von hier bis zum Schluß vergehen weitere fünf Tage: am Tage des Hochzeitsfestes bricht Edmund auf, am nächsten kommt er in das Haus des Weltpriesters, mit dem er am dritten Tag die lange Unterhaltung hat (N 287 „... fing der Alte am zweiten Tage an“); dem am vierten Tag im Dorf des Priesters tobenden Kampf folgt bei Anbruch des fünften die Begegnung Watelets mit Euphemien, und beider Tod. —

Was in der Fassung Tiecks an historischen Ereignissen erwähnt ist, fällt hinsichtlich der Anordnung und Datierung nicht genau mit den Quellen zusammen, denen es aber inhaltlich genau entnommen ist.

Der Dichter schildert in kurzer Einleitung das ganze Zeitbild: wie die Camisards verfolgt werden, wie ihnen mit Hinrichtungen zugesetzt wird, wie die Männer zu den Trupps ins Gebirge eilen, wie jeder, der nicht mit Gewalt gegen dieses Treiben vorgeht, sich selbst verdächtig macht. Ein folgendes Gespräch des Herrn von Beauvais mit seinem Sohn scheint nur gemacht, uns einmal den letzteren, im Hinblick auf seine spätere Umkehr, als eifrigen Feind der Camisards zu zeigen. Sie tasten ihm sein Heiligstes, seine Religion mit all ihrem Wunderglauben an; in ihrem Widerstand sind sie ihm Feinde des Königs: Gründe genug für den frommen Katholiken sowohl wie den guten Untertan, sie zu verdammen und zu verfolgen und der versöhnlichen Haltung seines Vaters, dessen Abneigung, sich

zum Verfolger aufzuwerfen, kein Verständnis entgegenbringen zu können.

Dem Schwärmer gegenüber hat der Herr von Beauvais etwa die Aufgabe, zu erfüllen, was der Dichter in allen Darstellungen des Camisardenkrieges bislang vermißt hatte: er soll die „geschichtliche Ansicht“ aussprechen, vorurteilsfrei, unverwirrt von der Parteien Haß und Gunst. —

Der Ausbruch eines argen Unwetters treibt drei, unter dem Dache des Herrn von Beauvais Schutz zu suchen: den Pfarrer von St.-Sulpice, einen Jäger und einen jungen Burschen, der sich als Müller ausgibt und schnell vom Töchterchen des Hauses, der kleinen Eveline, in ihre Freundschaft aufgenommen wird. Sie alle sammelt der Herr von Beauvais, der Standesunterschiede nicht achtend, um seinen gastlichen Tisch. Gespräche vom Krieg, den Taten der Camisarden, dem Treiben ihrer Propheten gehen hin und her. Die Männer sitzen nach dem Abendessen noch beieinander, als stark gegen das Tor geschlagen wird: der vor seinen Verfolgern fliehende Eremit von Saumiere sucht Obdach und Hilfe, die ihm Beauvais, soweit es in seinen Kräften steht, zusagt. Sie wird bald nötig: ein Haufe Camisards, auf des Flüchtigen Spur, umdrängt das Haus und droht mit Gewalt. Da ersteht ein Retter in dem unscheinbaren Müllerburschen, der hinauseilt und die Angreifer zu beschwichtigen, sie zum Abzug zu veranlassen vermag.

Der heraufdämmernde Morgen löst die unruhige Nacht ab. Die Gäste scheiden. Edmund auch verläßt das Haus, in den Bergen zu jagen — zum großen Kummer seines Vaters, der wohl weiß, daß die Begeisterung für die Jagd und Natur ihr Ende, wie schon oft, im Kreise der von

seinem Sohne verehrten Christine von Castelnau finden wird, die seines Erachtens Edmund wohl noch in seiner Bigotterie bestärkt.

Hier finden wir denn auch den Jüngling wieder. Er trifft die Geliebte mit verweinten Augen. Er weiß noch nicht den Grund ihrer Verstimmung. Da wird er Zeuge, wie sie dem Marschall von Montrevel die bittersten Vorwürfe über seine Grausamkeit gegen die Camisards macht, wie sie seinen törichten Aberglauben, ein umgeschüttetes Salzfaß bringe Unheil, benutzt, ihm zu sagen, dann müßten wohl auch jene Frau und Kinder das Salz verschüttet haben, die er unschuldig habe hinrichten lassen, wie sie ihm im Beisein der ganzen Gesellschaft aufs heftigste begegnet und ihn beleidigt.

Edmund versteht nicht, daß sie sich soweit vergessen kann, und furchtbar ist es ihm, in ihr eine heimliche Freundin der Camisarden zu erkennen, sie auf der Seite derer zu sehen, die ihm verhaßt sind.

Doch seine eigene Umkehr ist schon nahe. Der Aufforderung eines Freundes seines Vaters, des Arztes Vila, ihn zu einer Versammlung zu begleiten, in welcher die Propheten der Camisarden auftreten, folgt Edmund in der festen Überzeugung, dort seine Meinung, jenes ganze Prophetenwesen sei nur eine abgeschmackte Täuschung, nur so mehr bekräftigen zu können. In einer Schenke treffen die beiden des Arztes Sohn; alle stecken sich, um unerkannt zu bleiben, in Bauernkleider und sind eben im Begriff, dem Versammlungsort zuzueilen, als man den Arzt dringend zu einem Kranken abruft. So gehen die beiden Jünglinge allein.

Inzwischen empfängt der alte Herr von Beauvais

den Besuch des Intendanten von Basville. Dieser fordert ihn, unter Hinweis auf die gegen ihn vorgebrachten Verdächtigungen, auf, sie nicht selbst zu mehren, sondern, entgegen seinem bisherigen Verhalten, seinem Sohne zu gestatten, daß er mit gegen die Camisards kämpfe. Beauvais sagt, der Not folgend, zu. Indessen das Schicksal hat es anders vor. Edmund wird durch seine Erlebnisse in jener Versammlung völlig verwandelt: sein alter Haß gegen die Camisarden schwindet; es treibt ihn jetzt, selbst zu ihnen überzutreten. Tage vergehen, in denen er noch mit seinem Entschluß kämpft — dann endlich offenbart er seinem Vater seine Absicht, verläßt das heimatliche Dach und begibt sich ins Lager der Aufständischen.

Auf heimlichen Wegen gelangt er zu ihnen. Vor Roland geführt, wird er erst nach Befragung der Propheten und deren Zustimmung unter die Camisards aufgenommen. In dem von einem Streifzug zurückkehrenden Cavalier erkennt Edmund mit Staunen den vermeintlichen Müllerburschen, der wenige Tage vorher seines Vaters Haus gerettet hatte. Die Camisards halten Gericht über den Führer Catinat, der, ausdrücklicher Weisung Rolands entgegen, katholische Kirchen und Dörfer verbrannt, Priester, selbst Frauen und Kinder getötet hat. Die Propheten, um Rat befragt, widersprechen einander. Edmund, der die Meinung des von Gewalttaten abmahnenden Salomon zu achten rät, trifft ein Schwertstreich des eifernden Ravanel, der auf Catinats Seite steht. Das unerwartete Geschehnis bringt die Erregten zur Besinnung. Sie versöhnen sich mit Catinat, der seinerseits Mäßigung zu üben verspricht. Cavalier gibt hierauf Kunde von dem frevlen Tun der „falschen Camisards“ und bricht mit

einer kleinen Schar auf, um diese Räuberhorde beim Hause des Herrn von Beauvais, dem ihr nächster Streich gilt, zu überraschen. Die Zurückbleibenden empfangen großen Zuzug von Dörflern, die des Marschalls grausamer Befehl zur Vernichtung ihrer Heimatorte in die Berge treibt, Schutz zu suchen. Roland tröstet sie: Gott werde alles wieder zum Besseren lenken, und wie eine Bestärkung in dieser Zuversicht erscheint es, daß er gleich darauf von Flotard, einem Gesandten Englands, besucht wird, der ihm nahe Hilfe in Aussicht stellt. —

Edmund, der sich unter sorgsamer Pflege schnell erholt, folgt nächsten Tages dem Trupp Cavaliers. Er steht bald vor seinem Vaterhaus und trifft hier sowohl auf die Räuber wie auf die Camisarden, die jene überrumpeln, einen Teil töten und die übrigen mit sich fort führen. Die Gefangenen, am nächsten Morgen durch ein über sie gehaltenes Kriegsgericht zum Tode verurteilt, fallen unter den Schwertern der Camisards — bis auf ihren Anführer Lacoste, dem Edmunds Fürsprache das Leben rettet. — Der mit königlichen Truppen heranziehende Oberst Julien wird geschlagen; von den fliehenden Soldaten wird Edmund mitgenommen, und nur durch Juliens Gnade entkommt er der Gefangenschaft. Mit Lacoste, den er bald trifft, eilt er zu den Camisarden zurück. Er findet sie wieder in der Nähe des väterlichen Hauses, bei ihnen den jungen Vila, der ihm voll Weh die Trümmer des inzwischen auf des Intendanten und des Marschalls Geheiß von den königlichen Truppen zerstörten Heims weist.

Beauvais ist entflohen; der Arzt Vila, der in Nismes ein peinliches Verhör wegen seines Sohnes Übergang zu den Camisarden zu bestehen hat, will den als alten Diener

verkleideten Freund selbst nach einem Dorfe führen, in dem er bei treu ergebenen Leuten schon Eveline in Sicherheit gebracht hat. Unterwegs besuchen sie noch einmal die Stätte des niedergebrannten Hauses und treffen dort Edmund und Lacoste, in dem Beauvais einen alten Jugendfreund erkennt. Sie werden von beiden mit einer kleinen Schar Camisards geleitet. Der kleine Trupp wird von Königlichen überfallen und kommt ins Handgemenge; während dessen jagt der Wagen mit Beauvais davon, Vila folgt, und die beiden Freunde gelangen ohne weitere Fährnis zu dem ländlichen Asyl.

Indessen hat Roland in einigen erfolgreichen Gefechten die königlichen Truppen aus dem ganzen Gebirge vertrieben. Die Camisards benutzen eine Ruhepause zwischen den Kämpfen, um die Hochzeit ihres Führers Castanet festlich zu begehen. Eine Schar Gefangener, unter ihnen den Pfarrer von St. Sulpice, läßt der Neuvermählte, der sich die Verfügung über sie erbeten hatte, frei. Bei Pfeifenspiel und Tanz wird der Tag gefeiert, bis Ravanel, dem solch weltliches Treiben gottlos erscheint, in eifernder Wut dem Jubel ein Ende setzt. Cavalier hat unterdessen einen Boten mit Briefen an den Marschall Montrevel aufheben lassen, aus denen die Camisardenführer die Stellung ihrer Gegner ersehen und deren Angriff zuvorzukommen beschließen. Edmund wird geschickt, die Gegend genau zu erkunden. Unter dem Vorwand, ein Schloß in jener Umgebung kaufen zu wollen, tritt er dort auf und wird mit einem alten Priester befreundet, in dem er — ein seltsames Zutreffen! — einen gemeinsamen Jugendgenossen seines Vaters und Lacostes erkennt. Die friedliche Gemeinde, der jener vorsteht, wird nach wenigen Tagen zum

Schauplatz des Kampfes. Edmund rettet den Priester vor den Camisards, die ihm Tod drohen, und will ihn selbst in Sicherheit nach Florac geleiten. Doch bald nach dem Durchschreiten jenes anderen Örtchens, in dem der alte Beauvais und Eveline weilen, begegnen sie einer greisen Nonne, welche der Priester als Euphemien, die Geliebte seiner Jugend, wiedererkennt. „Beide verschieden erschöpft an der zu starken Rührung des wundersamen Wiederfindens, indem die Strahlen des Morgens wie in Glorien um ihre verklärten Angesichter leuchteten.

Wagen, die aus Florac kamen und deren Eigenthümer von Edmund den kurzen Bericht gehört hatten, führten die Leichen nach der Stadt, um sie in geweihter Erde zu begraben“. —

Aus dieser Handlung beruht auf den historischen Quellen einmal die Abfertigung des Marschalls Montrevel durch eine von ihm verehrte Dame, dann das über Catinat abgehaltene Gericht mit all seinen Voraussetzungen, weiter die Vernichtung der Räuberhorde durch Cavalier, Rolands Zusammenkunft mit dem englischen Abgesandten, sowie Castanets Hochzeit und die damit verbundene Freigabe von Gefangenen.

Von diesen Geschehnissen möchte sich die Szene zwischen Montrevel und dem Fräulein von Castelnau (N 133 ff) noch am ehesten in ihrer zeitlichen Lage mit der geschichtlichen Überlieferung decken; denn C (II, 104/5) stellt diese — undatierte — Tatsache zwischen den Bericht neuer Grausamkeiten des Marschalls, die wir nach Tr als im August und September 1703 geschehen denken müssen, und die Schilderung der ersten Schlacht bei Nages im November

1703 (C II, 100 ff, 129 ff). — Weit früher, als es nach Tiecks Darstellung der Fall ist, fand die Verhandlung gegen Catinat statt: C (II, 69, 75 ff) erzählt sie im engsten Zusammenhang mit der Schlacht bei Pompignan, die, nach Tr (I, 227/8), bereits am 6. März 1703 geschlagen wurde. — Die Vernichtung der Räuber folgt deren Überfall auf die Marquise von Miramon, kann also historisch keinesfalls vor Anfang Dezember 1703 anzusetzen sein. — Die Ankunft eines englischen Abgesandten bei Roland legt C (II, 146) in die selbe Zeit, in der Cavalier gegen die falschen Camisards ausgezogen ist. Das würde sich, abgesehen von der dadurch wiederum notwendig gewordenen Vordatierung, mit Tiecks Bericht decken. Freilich scheint es aber, als komme Flotard nicht zum ersten Male. Die Art, wie Roland von seiner bevorstehenden Ankunft spricht, läßt darauf schließen, daß der englische Gesandte den Camisarden bereits bekannt ist, und aus der Unterredung selbst wird diese Annahme durch das Bezugnehmen auf ein schon früher erfolgtes Versprechen von Unterstützung und Hilfe bestätigt (N 214 ff). Das würde ganz gut mit einer Angabe in Tr (I, 294) zu vereinigen sein, wonach die erste Entsendung Flotards in den Juni 1703 fällt. — Br, der erst 1705 Basville erfahren läßt, daß Flotard in Genf Geld von Frankreichs Feinden empfange und durch Vertrauensmänner nach den aufrührerischen Provinzen weiter gebe, scheidet mit dieser Angabe für uns aus. — Castanets Hochzeit endlich berichtet Tr (I, 271) unter den Ereignissen des Mai 1703, und auch nach Br muß sie in dieser Zeit, mindestens aber vor dem Juli 1703, erfolgt sein. —

Wir kommen dazu, das Verhältnis der angezogenen Stellen aus der Novelle zu ihren Vorlagen aufzuzeigen. —

Für die Abfertigung Montrevels durch Christine von Castelnau stützt sich Tieck auf C (II, 103 ff). Danach waren alle Einwohner des flachen Landes durch einen Befehl des Marschalls angewiesen worden, sich in bestimmte, von ihm angegebene feste Orte zusammenzuziehen. Er gedachte auf diese Weise den Camisards die Unterstützung entziehen zu können, die sie bislang von ihnen ergebenen Dörfern oder einzeln liegenden Gehöften empfangen hatten. Nun brachte man eines Tages eine junge Frau mit ihren beiden kleinen Töchtern, die elf, zwölf Jahre alt sein mochten, vor ihn. Sie waren außerhalb der ihnen zum Aufenthalt angesagten Mauern von St. Géniés gefunden worden, wie sie einige Bohnen suchten. Die Behauptung, sie hätten diese den Camisards bringen wollen, ward, so wenig wahrscheinlich sie klingen mochte, zum Vorwand, die Unglücklichen zum Tode zu verurteilen. Der mit Vollziehung der Strafe beauftragte Offizier deutete sie nur auf die Mutter, indessen Montrevel ließ ihm sagen, er wollte auch die Mädchen hingerichtet sehen: man müßte diese unverbesserliche Brut ausrotten und könnte nie genug tun, um sie zu vertilgen... Der Jammer der Mutter und das Wehgeschrei der Kinder erregten das Mitleid auch der Grausamsten; die Katholiken selbst beklagten das Geschick der Reformierten. Und nun fährt der Bericht fort: „Der Marschall erlitt bei dieser Gelegenheit einen Verlust, der einer Frau zum höchsten Lobe gereicht, die weniger darauf bedacht war, ihre Eitelkeit zu befriedigen, als Tugend zu üben. Eine junge Dame in

Alais, die nicht gerade von höchster Abkunft war, aber Empfindsamkeit und Schönheit ihr eigen nannte, fesselte den Marschall so, daß er sich leidenschaftlich in sie verliebte. Er erwies ihr jede mögliche Aufmerksamkeit; er scheute keine Mühen, keine Ausgaben, um ihr zu gefallen. Es hatte auch den Anschein, als wäre sein Werben um ihre Gunst nicht ohne Eindruck auf sie geblieben. Nun war freilich Montrevel als Marschall von Frankreich, der in einer Provinz befehligte und dort als eine Art Herrscher dastand, von dem alles abhing, der mit diesen Vorzügen seiner Stellung noch die außerordentlicher Liebenswürdigkeit und einer schönen, noch jugendlichen Erscheinung verband und viel Geist besaß, im Besitz von lauter Eigenschaften, die recht nach dem Geschmack einer Frau sind und ihre Zuneigung wohl begreiflich erscheinen lassen. Aber kaum hatte die Dame von dem grausamen Befehl gehört, den der Marschall in St. Géniés gegeben hatte, so ließ sie ihm sagen, daß sie ihn nicht mehr sehen wollte. Er eilt nach Alais; er tut alles, was er kann, sie umzustimmen; er läßt sie um eine persönliche Zusammenkunft bitten. Nach vielem Widerstreben willigt sie ein, ihn zu empfangen, doch nur, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen und ihm ins Gesicht zu sagen, daß sie, auch wenn er ihr eine Krone zu bieten hätte, nur einen Henker in ihm sehen könne, dem lediglich Verachtung und Abscheu zu zollen seien. Er beruft sich auf des Königs Befehle, auf die Notwendigkeit, den Unordnungen Einhalt zu tun: sie erwidert, daß nur er selbst solche begehe, verbannt ihn von ihrem Angesicht und erwirbt sich so mit der Bewunderung aller Welt selbst die des Verschmähten.“

Sinclair läßt in einer ähnlichen Szene (Sg V, 2) die

Rolle, welche Tieck dem Fräulein von Castelnau gibt, von — der Marquise von Miramon spielen. Diese Szene ist, scheint es, zu der Novelle in stärkerem Maße benutzt, als es mit den Dramen Sinclairs sonst geschieht. Einzelheiten, die in der Historie nicht stehen, ja, wörtliche Anklänge bringen diese Vermutung nahe. Man vergleiche etwa: „Nicht wahr," sprach Christine, ... „dergleichen ist groß, heroisch und edel? Dazu haben unsere erleuchteten Zeiten kommen müssen, damit wir dergleichen erleben können? O Du Unmensch, Du wagst es, die Worte Freundschaft und Liebe zu nennen? Du hast die Frechheit, nach Achtung und Wohlwollen auszugehn?" mit den Versen Sinclairs:

„O schändlich! schändlich! sind das unsre Zeiten?
„Ist das der Franken hochgepriesnes Herz? — —
„Und dieses wär' der Zeiten höchste Weise,
„Dies Ungebild der Bildung rechte Art?"

oder:

„Und mit der blut'gen Hand wird er es wagen,
„Mir anzubieten seiner Liebe Pfand?
„Und mit dem Mund, der Mordbefehl gesandt,
„Wird er mir sanfte, glatte Worte sagen?"

Man stelle weiterhin Christinens Worte: „Sieh, Edmund, obwohl ich nicht zur Gemeinschaft der Hugenotten gehöre, aber wenn ein ungeheurer Schlag alle diese Mörder vertilgte, in einer Sekunde wegraffte, so sollte unsere Kirche ein Dankfest anstellen, daß diese Schmach von ihr genommen ist" ... neben Sinclairs Verse:

„O hoch gepriesen sind sie mir, die Helden,
„Die gegen euer Recht ihr Schwerdt gewandt,
„Und mögt ihr sie mit Schmähungs-Namen nennen,
„Es wird die Nachwelt ihren Ruhm bekennen."

Bei so auffallender Zusammenstimmung ist es denn wohl auch möglich, daß aus dem Gedenken an diese Szene

Tiecks Angabe (N 195) stammt, die Marquise von Miramon sei eine heimliche Freundin der Camisards gewesen und habe ihnen durch ihre Güte so manche Unterstützung werden lassen. —

Den Anlaß für die Szene, welche Christine dem Marschall macht, gibt Tieck genau nach C, während bei Sinclair nicht der besondere Fall der Hinrichtung einer Mutter mit ihren zwei Kindern, sondern die Art, wie Montrevel im ganzen Lande wütet, den Zornesausbruch der Marquise herbeiführt:

„Dies nennt ihr Recht? Recht wagt ihr es zu nennen?
„Wann ihr zum Morden eure Schwerdter kehrt,
„In euren Flammen hundert Orte brennen,
„Wann eure Wuth ein ganzes Land verheert? —
„Meint ihr, weil ihr es schonungslos vergossen,
„Das Blut all, sei es unerbarmt geflossen?" —

Und wie in C der Offizier daran zweifelt, daß er auch die Kinder solle hinrichten lassen, so fragt bei Tieck Edmund erblassend: „Aber die Kinder doch nicht?", worauf ihm der Marschall achselzuckend leichthin erwidert: „Wir müssen unsere selbstgegebenen Gesetze strenge aufrecht halten, um zu schrecken."

Auch für das Gericht über Catinat ist neben C (II, 69 ff) eine Szene ähnlichen Gehalts bei Sinclair als vorbildlich anzusprechen. — C erzählt, nach Betonung des Umstandes, daß die Aufständischen alle Übertretungen ihrer beschworenen Ordnung ohne Ansehung der Person ahndeten, mochte es sich auch um ihre rühmlichsten Führer handeln: „Die Camisards hatten kaum St. Laurent verlassen, so sahen sie die Kirche des Ortes in Flammen aufgehen. Catinat bekannte, daß er befohlen habe, Feuer an den „Götzen-

tempel“ der Feinde zu legen, die ja die Kirchen de
Protestanten auch nicht schonten. Rolands Vorwürf
wegen dieses Verhaltens nahm er ohne Entgegnung hin
doch schon im nächsten Dorfe, Pompignan, eilte er wiede
stracks zur Kirche und steckte sie selbst in Brand. — E
kam in der Nähe des Orts mit den Königlichen zum Kamp
darin die Camisarden unterlagen. Nach der Schlacht lie
Roland Catinat in Gewahrsam nehmen. Er wartete, bi
Cavaliers Trupp wieder zu ihm gestoßen, berief dann ei
Kriegsgericht und verklagte Catinat, daß er ohne seine
Befehl die Kirchen in Brand gesteckt und damit sowoh
seine Brüder in Gefahr gebracht als auch die ausdrückliche
Weisungen Rolands übertreten habe. Catinat erwidert
er habe die Kirche zu St. Laurent in plötzlicher Auf
wallung, deren er nicht Herr gewesen, verbrannt und seine
Eifer nicht nur für unschuldig, sondern, mehr noch, fü
gerechtfertigt gehalten im Hinblick auf die vielen Grausam
keiten, die von den Katholiken tagtäglich begangen würden
Als einziger Fehl erscheine ihm, daß er bei der Kirchen
verbrennung in Pompignan noch von einem persönliche
Rachgefühl gegen den Pfarrer dieses Orts geleitet gewese
sei. Für den unglücklichen Verlauf der Schlacht sei sein
Tat ohne Belang gewesen; jeder wisse, daß nur Verra
diesen Verlust herbeigeführt habe. Rolands Befehle
wolle er nach wie vor gehorchen bis an sein Ende. I
seiner Wut indessen sei er keiner Überlegung fähig ge
wesen und habe so seine Pflicht verletzt. Er könne sic
aber nicht den Vorwurf machen, einen Fehl gegen di
gemeinsame Sache begangen zu haben, für die er, wie e
es schon so oft bewiesen, bereit sei, sein Blut zu vergießen
— Catinat wurde nun unter Bewachung abgeführt, un

man begann, über seine Verteidigungsgründe zu beraten. Die Meinungen waren geteilt: den einen erschienen die vorgebrachten Argumente nicht schwerwiegend genug, ihn freizusprechen, die anderen erkannten sie als ausreichende Rechtfertigung an. Roland selbst enthielt sich zunächst jeder Erklärung. Cavalier dagegen trat mit großem Eifer dafür ein, daß man nach Catinats Geständnis ihn seiner Schuld lossprechen müsse, da ja genugsam erhelle, daß er nicht seinem Eide habe untreu werden oder keinen Herrn über sich anerkennen wollen. Ziehe man dazu in Betracht, daß er den Seinigen stets treue Dienste geleistet habe, so müsse man, von diesen Erwägungen geleitet, ihn losgeben. Und nun redete Roland selbst für den Verklagten; er wies darauf hin, daß Catinat, wenn er sich auch einigen Ungehorsams und geringer Beachtung seiner Befehle schuldig gemacht, doch andererseits sich bei Pompignan so tapfer und ehrenvoll geschlagen und sich so klug gezeigt habe, daß schon deshalb ihm Verzeihung gebühre. Dem stimmte der ganze Rat bei: Catinat wurde losgesprochen und gewann wieder das Vertrauen und die Schätzung seiner Brüder." —

In der Reihenfolge der einzelnen Momente dieser Verhandlung stimmt Tieck genau mit der Vorlage überein: der Anklage Rolands und einer Entgegnung Catinats folgt das Hin- und Herreden der andern, das Eingreifen Cavaliers und ein letztes Wort Rolands zu völliger Versöhnung. Auch einzelne Punkte aus Catinats Verteidigung: daß er nur Wiedervergeltung übe, und daß er eifernd so handle, jeder ruhigen Überlegung bar, entnimmt Tieck der Quelle. Was Catinat in der Novelle im einzelnen als Beispiele für Rolands Verhalten einerseits und die Grausamkeit der Feinde andererseits anführt: die

milde Behandlung der Gefangenen bei den Camisards, Broussons Märtyrertod, Seguiers Hinrichtung, die Verfolgung der Versammlungen, die den Kindern aufgezwungene katholische Erziehung, das übernahm Tieck, wie schon gezeigt, gleichfalls aus seinen geschichtlichen Vorlagen. — Ohne Vorbild ist der Versuch, eine Entscheidung durch die Propheten herbeizuführen. — Eine Abweichung nimmt der Dichter vor, wenn er die Beziehung auf die Schlacht bei Pompignan fortläßt. Offensichtlich lag ihm daran, die Camisarden möglichst günstig zu zeichnen. Nun wirft die Hineinbeziehung des Grundes, Catinats Kirchenverbrennungen hätten zum Verlust der Schlacht bei Pompignan beigetragen, ein weniger starkes Licht auf die Tugend der Camisards, als wenn wir hören, daß sie aus bloßem Rechtsbewußtsein keine Unbill tun, begangene strafen, aber hierbei doch auch, voll christlicher Nächstenliebe, niemals zu streng verfahren. Wieviel schwächer die Wirkung einer Behandlung in der von der Geschichte angegebenen Richtung wird, hätte sich dem Dichter in Sg (III, 3) zeigen können, woselbst als Hauptgrund der Anklage gilt:

„. . Catinat ist schuldig an dem Tag,
„Von Pompignan, der schmerzlich uns betraf.
„Er brannte auf dem Marsch die Kirchen ab,
„Daß unsers Zugs Geheimniß in der Nacht
„Die Gluth verrieth, von bösem Zorn verleit't“,

und wo sein Verhalten in der Schlacht bei Pompignan den Ausschlag für die Lossprechung gibt:

„. . . . . . Tapferkeit verlösche noch
„Einmahl das Angedenken des Vergehns!“

Als eine Unterstreichung des die Camisarden beherrschenden Geistes christlicher Nächstenliebe, die nicht

allzu schnell bereit ist, zu richten, ist auch zu betrachten, daß Roland in der Novelle nicht, wie in C, gleich den zweiten Fall von Catinats Vergehen strafen will, daß auch nicht nur zwei verbrannte Kirchen den Anlaß geben, daß es sich vielmehr um ein schon früher gerügtes Vorgehen Catinats von weit größerem Umfange handelt: „hier Catinat hat meinem ausdrücklichen Befehl von neuem entgegen gehandelt, auf seinem Streifzuge hat er wiederum drei Kirchen mit eigner Hand angezündet, zwei Priester niedergestoßen, sein Trupp hat auf seinen Befehl die Dörfer in Asche gelegt, und Weiber und Kinder sind auf entsetzliche Art gemordet und verbrannt.“ Vielleicht ist hierbei doch auch die Schilderung von Tr (I, 225) nicht ohne Einfluß gewesen, die Verwüstungen seitens der Camisarden als etwas garnicht Außergewöhnliches hinstellt. Daß diese Quelle übrigens die ganze Verhandlung gegen Catinat als Erfindung bezeichnet und die Gelegenheit wieder einmal zu einer spöttischen Bemerkung gegen den Anonymus benutzt, sei nebenbei bemerkt. —

Die Grundlage für Rolands Ausführungen in seiner ersten Rede, die Milde und möglichste Enthaltung vom Blute predigt, scheint mir in einer Ansprache dieses Führers bei Sinclair zu liegen, die dort der Verhandlung folgt. Zu Tiecks Worten: „Schon oft ... habe ich darüber gesprochen ..., daß in diesem Kriege, in welchem wir für den Herrn fechten, wir uns des Blutes, so viel es möglich ist, enthalten sollen ... wir wollen nicht unsern Gegnern darin gleich werden, daß wir im Wetteifer des Mordens und Brennens sie und ihre finstern Werke überbieten. Der Feind, der uns bewaffnet gegenüber tritt, sei der Schärfe des Schwerdtes preisgegeben, der Bösewicht, der uns verräth

und den Herrn lästert, falle ein Opfer seiner Bosheit; aber der unschuldige Landmann, der schwache Priester, das wehrlose Weib, das unmündige Kind bleibe verschont... Wir haben ja immer gestrebt, unsere Feinde zu beschämen, und durch christliche Milde ihnen zu zeigen, daß unsere Sache die gerechte sei ..." vergleiche man Sinclair:

„In festen Schranken schreitet unsre Bahn;
„Dieweil ein gröseres wir ausersehn,
„Die heilgen Waffen niedrer Rache nicht,
„Vergänglich eitlem Werke zu entweihn;
„Denn nicht die Kirchen zu verbrennen hier,
„Haben die Hand wir an das Schwerdt gelegt,
„Und schnöder Wuth zu opfern ernstes Ziel.
„Einig herrsch' aber zwischen uns ein Geist,
„Umschlossen all vereint zu einem Ziel,
„All' fest zu halten an der Sache Wahrheit,
„Und durch fremdes zu irren nicht den Sinn,
„Denn einig ist allein ein guter Geist,
„Der Geist der Milde und der Menschlichkeit."

Neben Tiecks Äußerung: „ich fürchte, daß an diesen Uebertretungen Einzelner unsere große Sache zu Grunde gehen wird" halte man:

„Es schwankt mir unentschlossen noch das Herz
„Denn tief ist es von Unwill noch empört,
„Daß ich gefährdet seh' des Kampfes Ziel
„Vom rohen Muth der Ungebundenheit . . ."

und nachher die Mahnung:

„O wähne nicht, und keiner wähn' es nicht,
„Weil dieses izt verziehn, als herrschte nun
„Bei uns ein ander Recht, ein andres, als
„Was unsern scharfen Schwerdtern Milde gab,
„Und stürmerischen Haufen Ordnungs-Zucht!"

Auch der Hinweis darauf, daß niemand herrschen solle, der sich nicht selbst zu bezwingen wisse, findet sich bei Sinclair:

„Erst meisteret euch selbst, dann rächet euch!
„Und wer zu schonen nicht vermag, der führ'
„Kein Schwerdt!" —

Der Verhandlung gegen Catinat läßt die Novelle nach Cavaliers Bericht über das Treiben der Räuberbande die Überraschung und Bestrafung der Mordbrenner folgen, wofür Tieck nur in aller Kürze Angaben aus C (II, 143 ff) benutzt hat. Es heißt dort, Cavalier allein habe es übernommen, die Provinz von den Räubern zu befreien. Er sei, von Roland gedrängt, zur Vollführung dieses Werkes aufgebrochen, habe aber dann seine Truppe wieder verlassen und sich eilends zu einer wichtigen Besprechung mit Roland begeben müssen. So habe er es Catinat überlassen, die Räuber zu überraschen, die sich nach Meldungen von Kundschaftern in Guariges befanden. Catinat habe sich ihrer bemächtigt, als sie am nächsten Morgen das Dorf hätten verlassen wollen, und habe sie, einen Zusammenstoß mit nahen königlichen Truppen fürchtend, gleich töten lassen. Doch sei damit nur ein Teil der «Camisards noirs» vernichtet worden, und es habe einer zweiten, von des Plantes geleiteten Unternehmung bedurft, um den Rest in einer Scheune bei Vendras zu überrumpeln. Einige seien sogleich getötet, siebzehn andere gebunden vor Cavalier geführt worden. Ein großes Kriegsgericht sei abgehalten worden, die Sache feierlicher zu gestalten: alle seien zum Tode verurteilt und hingerichtet, und über ihren aufeinander geschichteten Leichen sei ein Erlaß Cavaliers befestigt worden, der darauf hingewiesen habe, wie die Camisarden, zu Unrecht aller von den provençalischen Räubern begangenen Frevel bezichtigt, ihre Unschuld nicht besser als durch die Bestrafung der wahrhaft Schuldigen hätten aufzeigen können.“ — Tieck faßt aus den Angaben über beide Untersuchungen einzelnes zusammen: er läßt Cavalier an der Spitze der gegen die Provençalen ziehenden Camisards

stehen, benutzt auch den Umstand, daß ein Teil der Räuber gleich getötet, die anderen fortgeführt und erst nach einem über sie gehaltenen Gericht zu Tode gebracht worden, und weist auf die Nähe der königlichen Truppen hin. Für ihn ist das Ganze nur eine Episode, dazu gemacht, Lacoste einzuführen; deshalb genügte für die Novelle die kürzeste Fassung, während etwa Sinclair die Quellen in ausgedehntestem Maße zu zwei Szenen (Sg II, 2; IV, 2) benutzt hat. —

Von einer Zusammenkunft der Camisardenführer mit einem englischen Abgesandten ist sowohl in C (II, 146) als in Tr (I, 292, 294) berichtet. Die erstere sagt, der Marquis von Miremont habe an Roland einen Unterhändler, namens Flotard, mit einem Briefe voller Versprechungen und Zusicherungen baldigster Hilfe geschickt; er sollte mit Roland und Cavalier über alle Einzelheiten verhandeln, die dem Unternehmen einer Landung ausländischer Hilfstruppen, darauf Br (II, 125 f, 228, 364 ff), C (II, 141/2), L (VIII, 234) und Tr (II, 43, 66) hinweisen, sicheren Erfolg zu gewähren vermöchten. — Tr läßt Flotard mit Nachrichten an Roland auf Befehl der Königin im Juni 1703 aus London gehen und erwähnt auch, daß seit jener Zeit die Camisards einige Zuwendungen an Geld und Waffen erhalten und Hoffnungen auf zukünftige größere Hilfe gemacht bekommen zu haben scheinen. Solcher Geldunterstützung tut Tieck Erwähnung („diese Summen kommen grade zu rechter Zeit"), und er scheint auch auf ein Angebot von Waffen, vielleicht auch anderen Vorräten, hinzuweisen: „Kommen Sie jetzt zu den Magazinen, und übersehn wir, was uns das Nöthigste seyn möchte." Daß Roland für sich und die anderen Anführer jede Geldhilfe mit der Bemerkung

ablehnt, nicht um Raub und Gewinn habe man den heiligen Krieg unternommen, mag Tieck aus einer Episode geschöpft haben, die in C (II, 299), Tr (II, 269), V (168) und Br (II, 315) als bei der Unterredung Cavaliers mit dem General la Lande (1704) geschehen erzählt ist: dieser wirft Cavaliers Leuten eine Handvoll Gold zu, erhält aber die Antwort, nicht Geld brauche man, sondern die Gewissensfreiheit. — Daß man, dieser versichert, die Waffen niederzulegen oder Leib und Leben für des Königs Sache einzusetzen bereit sei („Der König gebe unser Gewissen frei, und lahm, abgehungert, aus allen Wunden blutend, wollen wir noch gegen England und Deutschland für ihn kämpfen"), ist ebenfalls ein in den Quellen vielfach überlieferter Zug (C I, 89; II, 300; Tr I, 117; II, 269; V 133). — Und wenn Roland bei Tieck so ganz und gar nicht geneigt scheint, die Engländer mit offenen Armen zu empfangen, so darf wohl besonders auf eine Stelle bei Br (III, 608) und Tr (III, 309) verwiesen werden, worin gesagt wird, daß die Engländer geglaubt hätten, die Franzosen würden sich ihnen, sobald sie im Lande wären, anschließen, und daß sie nun ganz überrascht waren, alles treu bleiben zu sehen, ja, selbst von solchen, die ihre Ankunft immer gewünscht hätten, nun, da sie wirklich da waren, voll Schrecken betrachtet zu werden. Nur die äußerste Bedrängnis hatte eben die Camisards zwingen können, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. — Das ist wiederum einer jener Züge, die Tieck geflissentlich heranzieht, um die Aufständischen von der besten Seite zeigen zu können.[18])

Endlich erwähnt Roland des Umstandes, daß die geringe Zahl der Aufrührer eine ganze Armee des Königs beschäftige und damit dem Auslande schon genug helfe.

Dieser Gedanke liegt beim Lesen der Geschichte jener Zeit so nahe, daß Tieck dafür kaum einer besonderen Quelle bedurft hätte. Immerhin sei darauf verwiesen, daß, außer an anderen Stellen (z. B. C I, 2, 218; II, 13, 64; V 217), namentlich zweimal in den Vorlagen dieses Umstandes als eines in die Berechnungen Rolands sowie des Auslandes aufgenommenen besonders gedacht wird. Einmal wird, nach Tr (I, 286), den Engländern in der Schrift: „La Nécessité de donner un prompt et puissant secours aux protestans des Cevennes“ dargetan, wie angesichts des Umstandes, daß schon jetzt — Mai 1703 — so viele königliche Truppen die Revolte nicht zu unterdrücken vermöchten, bereits eine verhältnismäßig geringe Unterstützung der Camisards den König zwingen werde, noch mehr Truppen nach Languedoc zu werfen und so die Grenzen zu entblößen. Dann wird es in C (II, 65) als Rolands Ziel bezeichnet, die Grenzen zu schwächen und es so durch eine große Umwälzung von außen her dahin zu bringen, daß mit einem Schlage sowohl die Freiheiten ganz Europens als die der Franzosen selbst gesichert würden. —

Auf Castanets Hochzeit wurde Tieck durch eine Anmerkung in C (II, 15) hingewiesen, die der Darstellung dieses Ereignisses bei Br (II, 157ff) gedenkt. Dort selbst fand er nun einmal, daß Castanet zwar kaum wie ein Mensch ausgesehen, aber trotzdem, dank dem hohen Range, den er unter den Camisarden eingenommen, ein „bedauernswertes“ Mädchen, Mariette, gefunden habe, die es hätte wagen wollen, seine Frau zu werden; daß die Hochzeit mit großem Pomp begangen und der Braut der Titel einer „Fürstin der Cevennen“ gegeben worden sei. Dann aber

entnahm er der Vorlage den Bericht einer mit Castanets Hochzeit verbundenen Freigabe von Gefangenen. Etwa dreißig Leute, so heißt es dort, Männer und Frauen, die bei der Rückkehr vom Markt zu Barre durch die Truppe des Neuvermählten aufgehoben worden waren, wurden vor ihn geführt; sie erwarteten alle, hingemordet zu werden. Aber Castanet wollte den Tag seiner Vermählung durch einen Akt der Milde auszeichnen: so schenkte er ihnen das Leben, ließ ihnen auch alle ihre Habe wiedergeben; dafür stellte er nur die eine Bedingung, daß sie in Zukunft den Einwohnern seines Geburtsortes Masse-Vaque keinen Schaden zufügen sollten. — Tr (I, 271) gibt die Zahl der also Geretteten auf 25 an; sie fügt noch Castanets an die Gefangenen gerichtete Äußerung hinzu, daß er zwar, wenn er so vor ihnen stünde wie sie vor ihm, keine Gnade zu erwarten hätte, daß er aber dennoch ein gutes Beispiel geben und ihnen das Leben schenken wollte. Dieselbe Quelle mißbilligt übrigens die Art der Darstellung von Br, die nur den Zweck verfolge, den Vorgang lächerlich zu machen, und bezeichnet es als der Wahrheit entgegen, daß Castanets Frau den hochtrabenden Titel einer Cevennenfürstin geführt habe. —

Tieck entnimmt nun der Bemerkung, daß die Hochzeit „feierlich und mit großer Freude“ begangen worden sei, die Anregung zu der Gestaltung der Feier im einzelnen, bei der erst Marion predigt und später Gesang und Tanz der Festesfreude Ausdruck geben. Übernommen ist ferner der Name der Verlobten, Mariette; und Lacostes spöttische Anrede: „Ihr, rothbackige, kurzstämmige und armgebräunte Gemahlin, seid nun die Königin und Fürstin dieser Gebirge, Infantin von Habenichts, Dauphine der

Hungerleiderei, Erbin aller Luftschlösser und Vormünderin aller verrückten Visionen“ ist wohl eine scherzhafte Aufnahme der Angabe, Mariette habe den Titel einer Fürstin der Cevennen geführt. Es mag dazu noch herangezogen werden, daß an anderer Stelle in Tr (II, 127) berichtet ist, wie Cavalier gleichfalls auf die Brautsuche gegangen und einem jungen Mädchen angeboten habe, sie zu heiraten und ihr den Titel einer „Herzogin der Cevennen“ zu geben. — Für die aus Br geschöpfte und in Castanets Worten: „Laß uns diesen Elenden ein Beispiel geben, daß wir besser denken als sie . . . Kehrt ungefährdet in eure Wohnungen zurück und predigt den Eurigen Barmherzigkeit; enthaltet euch des Blutes, und sagt eurer Obrigkeit, die ihren grausamen Blutdurst Gerechtigkeit nennt, wie wir uns besser fühlen, wie wir besser sind, als sie“ (N. 276) offenbar noch aus Tr ergänzte Darstellung der Freilassung jener Gefangenen nimmt Tieck verschiedene kleine Änderungen vor. Da er ja die Camisards davon frei hält, daß sie friedlich des Weges ziehende Leute ihrer Habe berauben, so läßt er die Feinde auf einem Streifzug gegen die Aufständischen in die Hände von Castanets Leuten fallen. Sodann muß erst streng ordnungsgemäß ein Kriegsgericht über sie das Todesurteil fällen, bevor Castanet zu ihrem Heile eingreift. Dessen Edelmut zu heben, ist die Zahl der Gefangenen von den fünfundzwanzig bis dreißig der Überlieferung auf vierzig erhöht; es sind lauter waffenfähige Leute, nicht, wie in den Quellen, wehrlose Männer und Frauen. Auch ist auf jede Bedingung der Freilassung, wie sie Castanet nach der geschichtlichen Vorlage stellt, verzichtet, wohl wieder, um die Wirkung der Tat nicht abzuschwächen. —

Den Pfarrer, eine frei erfundene Figur, hier auftreten zu lassen, bedurfte Tieck keiner Quelle. Immerhin erwähnt sei, daß Tr (II, 125) von der im November 1703 geschehenen Gefangennahme und späteren Freilassung eines Geistlichen spricht, mit dem zugleich ein Anführer der Miliz in die Hände der Camisarden fällt. Man könnte da allenfalls an den Pfarrer von St.-Sulpice und den jungen Clement, den Führer der Freiwilligen, denken. Doch ist diese Beziehung so loser Art, daß sie kaum von großem Einfluß auf Tieck gewesen sein dürfte. —

Konnte so für alle größeren geschichtlichen Ereignisse eine ergiebige Benutzung der Quellen nachgewiesen werden, so mag uns auch noch eine Zahl kleinerer Züge beweisen, wie sorgfältig Tieck seine Vorlagen verwendet und wie sehr er sich davor gehütet hat, durch eigene Zutaten das geschichtliche Bild zu verändern. —

Zuerst: die Camisarden halten strenge Zucht. Ein Gehorsamseid zwingt sie, dem Befehl ihrer Führer sich unweigerlich zu beugen; wer dem zuwider handelt, wird streng gestraft. Von Plünderungen und grausamen Ausschreitungen gegen ihre Feinde halten sie sich fern. Bei Todesstrafe ist ihnen verboten, aus dem Brande bestimmten Gebäuden Kostbarkeiten an sich zu nehmen. Goldene und silberne Gefäße, die sie in den katholischen Kirchen finden, lassen sie in der Flammen Glut zerschmelzen, ohne die Hand danach auszustrecken. Wehrlose Gegner behandeln sie milde; Gefangene senden sie zurück; Verwundete laben und verpflegen sie wie ihre eigenen Kranken, ob sie gleich wissen, daß den wunden Camisards, die in die Hände der

Feinde fallen, ein grausames Los durch Henkershand bestimmt ist.

C gab Tieck zu dieser Darstellung die Vorlagen. Dort heißt es, daß Perrier schon vor der Unternehmung gegen den Abt von Chaila seinen Leuten Mäßigung geboten habe (C I, 111); daß sie aus dem Schlosse Pont Mont de verd nur Waffen hätten holen dürfen, daß es ihnen aber untersagt gewesen sei, irgend etwas anderes anzutasten (C I, 124); daß er sie bei der zweiten Übernahme des Befehls von neuem darauf hingewiesen habe, wie den Katholiken, deren Leben möglichst zu schonen sei, außer Waffen, Kleidern und Lebensmitteln nichts genommen werden dürfe, und wie jede Entwendung von Geld oder Kostbarkeiten streng gehandelt werden würde (C I, 141 ff). — Sein Bestreben, Ordnung unter seinen Leuten aufrecht zu erhalten, hat zur Folge, daß sogar die Katholiken ihm nicht gram sind und daß mehrere von ihnen ihn unterstützen, seiner Leute Bedürfnisse befriedigen; daß die Aufständischen nur sehr selten mit Gewalt nehmen müssen, was sie brauchen. (C I, 149.) Einige Camisards, die überführt werden, Geld gefordert und genommen zu haben, läßt Cavalier hinrichten (C I, 276). — Roland schickt einen gefangenen Sergeanten nach St. Hippolite zurück und gibt ihm einen Brief an den Gouverneur mit, dem er schreibt, dieser Soldat könne Zeugnis dafür ablegen, daß die Camisards keinen Feind ohne Not töteten, und müsse alle diejenigen schamrot werden lassen, welche die Grausamkeiten gegen die Aufständischen veranlaßt hätten (C II, 62). — Auch Cavalier läßt mehrere Gefangene frei, ohne zu dulden, daß ihnen ein Leid geschehe (C II, 125); er hofft aber vergebens, durch seine Milde das barbarische Vor-

gehen der Gegner besiegen zu können. — Verwundeten tun die Camisarden alles Gute an, was in ihren Kräften steht. —

Der Marschall Montrevel dagegen kennt keine Gnade: er läßt verwundete und gefangene Gegner erst in den Gefängnissen gesunden, entlockt ihnen dann unter dem Vorgeben, sie frei zu lassen, was ihm wünschenswert scheint, und läßt sie rädern oder lebendig verbrennen (C II, 12). —

Die Camisards bergen ihre Verwundeten in Höhlen, wie sie sich solcher auch zur Unterbringung von Vorräten an Munition und Lebensmitteln bedienen. Tiecks Angaben über die örtliche Beschaffenheit dieser Schlupfwinkel (N 177) gehen auf C (I, 165) zurück: dort ist angegeben, man könne zu den Höhlen nur auf verborgenen, allein den Camisards bekannten Pfaden gelangen. — Die innere Einrichtung dieser natürlichen Magazine und Hospitale schildern C und Tr zu wiederholten Malen in großer Ausführlichkeit; bei Br (II, 266/7) und V sind sie nur kurz erwähnt; Sg widmet ihnen eine lang ausgesponnene Darstellung. Angesichts dessen ist es unmöglich, eine bestimmte Stelle herauszunehmen und als Tiecks Quelle zu bezeichnen, denn alle Angaben in den Vorlagen entsprechen einander so genau, daß die Novelle zu jeder von ihnen in das gleiche Abhängigkeitsverhältnis gebracht werden könnte.[19]) —

Als zu den Kampfgewohnheiten der Camisards gehörig bezeichnet Tieck den Psalmensang (N 156, 230, 334), und die Wirkung dieses Gesanges schildert Abraham Mazel

in seiner Erzählung vom Kampf bei Karnaulé: „Schon wie wir sangen, wurden die Truppen blaß“ (N 213). — Der eigentümliche Brauch, singend zum Kampfe anzugehen, ist vielfach aus den Quellen zu belegen (C I, 243; II, 22, 169; Tr I, 36, 75, 232; II, 222; Br II, 282, u. a. m.) Dazu berichtet C (I, 243 Anm.), ein französischer Offizier habe gesagt, wenn diese „Teufel“ ihren Gesang angestimmt hätten, so wären die Soldaten nicht zu halten gewesen und geflohen, als säße ihnen der Satan auf den Fersen. —

Die stets erneuten Erfolge der Camisards läßt Tieck durch Edmund Beauvais dahin erklären, daß das Gebirge den Rebellen beistehe und sie immer von neuem mit Mannschaft und Lebensmitteln versorge (N 143/4). Diese Äußerung ist aus wiederholentlichen Angaben gleichen Sinnes in C (II, 29) und Br (I, 355, 365; II, 46, 117/8, 133, 154) zu belegen. Und wenn Tieck in der Erzählung der Flüchtlinge aus der Gemeinde Melière darauf hinweisen läßt, daß die angedrohte Entvölkerung ganzer Ortschaften und Verschickung der Bewohner nach dem ebenen Lande, nach anderen Provinzen, auf Inseln dazu angetan sei, den Camisarden nur größeren Zulauf rüstiger Männer zu sichern, die dem ihnen drohenden Geschick entgehen wollten, so ist er auch hierin auf die Quellen: Br (II, 145, 224/5) und Tr (II, 40/1) gestützt. Die erstere bedauert, daß die Aufhebungen, die zwar einerseits den Vorteil gebracht hätten, die Camisards einer Reihe von hilfsbereiten Orten zu berauben, nun andererseits zum beträchtlichen Anwachsen ihrer Scharen geführt hätten: man könne eben oft ein Übel nicht heilen, ohne zugleich ein anderes heraufzubeschwören. Und auch Tr erzählt, wie alle waffenfähigen Männer sich

zu den Aufständischen gesellt und deren Zahl um ein Großes gemehrt hätten. — Von einer Überführung mehrerer Hunderte dieser Unglücklichen nach entfernten Landstrichen erzählt Br (II, 135 ff) aus dem Jahre 1703; eines Transports nach den Margueriteninseln gedenkt Tr (II, 173/4), freilich erst mit Bezug auf Februar und März 1704. — Sehr wahrscheinlich ist die Angabe: „Da es den Ungeheuern wohl zu langsam ging, so sahen wir auch bald die Flammen emporlodern“ (N 200) auf Br (II, 223/4) zurückzuführen. Dort heißt es, daß man in den letzten drei Monaten des Jahres 1703 für das Zerstörungswerk, das sonst zu sehr in die Länge gezogen worden wäre, mit Erlaubnis des Hofes das Feuer zu Hilfe genommen hätte. Und ebenso erzählt Tr (II, 70/1), wie Julien, der mit unermüdlichem Eifer die Vernichtung der Häuser und Ortschaften betrieben, vom Hofe schließlich die Genehmigung zur Einäscherung der Cevennen erhalten habe, und wie nun alle Gebäude — Wohnhäuser, Hütten, Ställe, Scheunen — den Flammen zur Beute gefallen seien. —

Die Gefahren, die den Aufständischen so von allen Seiten drohen, zwingen sie zu äußerster Vorsicht und veranlassen sie, sich an ihren Lagerplätzen durch entsprechende Maßnahmen nach Kräften zu sichern. Das muß Edmund Beauvais erfahren: als er sich dem Lager der Camisarden naht, wird er angerufen und nach dem Losungswort gefragt; da er es nicht zu geben weiß, legt der ihm entgegenstehende Camisard an und will ihn ohne weiteres niederschießen (N 177). Tieck stützt sich hierin auf C (I, 202), die zu melden weiß, daß die Rebellen in allen ihren Stellungen Vorposten und versteckte Schildwachen

gehabt hätten, so daß es kaum möglich gewesen sei, ungestraft bis zu ihnen durchzudringen: „jeder Unbekannte oder Verdächtige wurde angehalten und, sobald er den geringsten Argwohn erregte, getötet. Rolands Befehle in dieser Hinsicht waren klar und streng.“

Seine Vorsicht Edmund gegenüber begründet der Camisardenhauptmann damit, daß zu oft Kundschafter in allerlei Gestalt die Camisards versucht hätten (N 183). So berichten die Quellen einmal (C II, 23), daß der Marschall Montrevel den Krieg mit Hilfe von Spionen geführt, die er reichlich belohnt habe, und daß seine Freigebigkeit selbst diejenigen zu bestechen vermocht, denen die Camisardenführer größtes Vertrauen entgegen gebracht hätten. Einer von diesen war der Müller Guignon, der die Aufständischen verriet (Br II, 148 ff; C II, 32 ff; Tr I, 259 ff). Ein anderes Mal (C II, 75 ff) erwiesen sich vorgebliche Gesandte aus Rouergue, die Roland um Hilfe für ihr Land baten, auch als verkappte Kundschafter Montrevels, welche die Stellung der Camisards kennen lernen und ihnen dann zu der Niederlage bei Pompignan verhelfen sollten. Weiter weiß C (II, 204 ff) vom Verrat zweier Edelleute, St.-Chattes und Boucaru, die sich zu den Camisards geschlagen und das besondere Vertrauen Cavaliers genossen, nachher aber mit ihren gewonnenen Erfahrungen dem Marschall gedient hätten. Tr (I, 326) und Br (II, 146, 213) nennen bei sonst ähnlichen Angaben nur St.-Chattes. — Tieck hat diese beiden Edlen, welche übrigens auch in Sg (II, 2; IV, 1; V, 2) eine große Rolle spielen, als „Cäsar und Mark-Anton“ in seine Novelle übernommen (N 182, 280/81). —

Cavalier und seine Leute läßt der Dichter „in erbeutete Uniformen gekleidet“ auftreten; später wird beschlossen, „daß man den Priester, indem die Begleitenden Uniformen der Erschlagenen anzögen, bis nach dem ziemlich nahen Florac geleiten wollte“; und auch die zu ihm flüchtenden Bauern weist Roland darauf, daß die königlichen Truppen ihnen Röcke, Schuhe und Stiefel liefern würden (N 184, 340, 203). Dazu erzählt C, daß Catinats Leute Dragoneruniformen getragen, daß ein andermal die Aufständischen einen Wagenzug abgefangen, der Munition, Waffen und Uniformen nach St. Hippolite bringen sollte; daß Cavalier seine Leute geheißen habe, diese Uniformen anzuziehen, und daß bald darauf solche Verkleidung ihm gute Dienste bei der Einnahme von Sauve getan (C I, 217, 246, 273; Br II, 37). — Auch Tr (I, 109, 115/6) gedenkt der genommenen Soldatenanzüge, deren sich die Camisards zu größeren Unternehmungen mit Vorteil bedienten. An anderer Stelle (C II, 177) ist neben erbeuteten Soldatenanzügen besonders einer Zahl von Offiziersausrüstungen gedacht, mit denen Cavalier und seine ersten Führer sich versehen. An diese goldbetreßten und spitzenbesetzten Kleider und Federhüte, die doch den Offizieren der Camisarden nicht allzu gut stehen konnten, da ihr übriges Aussehen zu wenig damit zusammenging, mag man denken, wenn Tieck Cavalier „mit einer Feder auf einem großen Hut, die reichgestickte Uniform zu weit und schlotternd auf dem kleinen magern Körper“ auftreten läßt (N 184).

Der von Tieck verwendeten Anrede „Bruder„ [„Bruder Roland, wenn's beliebt ... bei uns giebt's keine Herren,

Gott ist unser Herr“ (N 179)] als der bei den Camisarden gebräuchlichen begegnen wir in den geschichtlichen Vorlagen allenthalben; so ist in C (II, 68) und Tr (I, 248) die Rede davon, daß sie sich gegenseitig diese Bezeichnung gaben; an einer andern Stelle (Tr II, 129) heißt es, Roland habe nie erlaubt, daß man ihm den hochtrabenden Titel „Monseigneur“ gegeben; die gewöhnliche Anrede, deren man sich gegen ihn oder die anderen Führer bedient habe, sei „Bruder“ gewesen — der einzige Titel, nach dem sie begehrt, den sie geduldet hätten. Ähnlich spricht M (117) vom „Bruder Cavalier (denn er wollte nicht mit „Herr“ angeredet werden) ...“ —

Endlich noch ein paar kleinste Einzelheiten: Der Pfarrer von St.-Sulpice erzählt (N 96), die Camisards hätten mit seinen Beichtkindern gemeine Sache gemacht und gedroht, wenn er sich wieder im Dorfe sehen ließe, würden sie ihn in zehntausend Stücke hauen. Als Unterlage dazu ist ein Brief des Bischofs von Nismes an die ihm unterstellten Geistlichen anzusehen, in dem es heißt: „Euer Volk hörte auf, Euer Volk zu sein. Ihr hattet Grund, zu fürchten, daß Eure eigenen Pfarrkinder zu Euren Mördern werden würden“ (C II, 221; Br II, 189). —

Der Jäger Favart gedenkt der großen Esche, die da so weit und breit auf dem Felde, zwischen dem Schlosse Castelnau und der Stadt Alais stehe, und des davon nicht weit entfernten „alten, ungeheuren Ölbaums“ (N 98). C (II, 363) erwähnt diesen Baum bei Rolands Tod: der Camisardenführer wird in der Nacht im Schlosse Castelnau überrascht, flieht ins Freie und erwartet hier seine Gegner.

„den Rücken an einen Ölbaum gelehnt, dessen Stamm dicker war als vier Männer“, und auch Se (V, 3) verwendet dieses Requisit:

„ . . . . Hier steht
„Roland vor dieses Ölbaums breitem Stamm,
„Und keiner nah’, dem nicht sein Leben feil ist.“

Weiter heißt es bei Tieck in der Schilderung jenes Treffens mit den Königlichen, darein die Camisards nach der Bestrafung der unter ihrem Namen auftretenden Räuber verwickelt werden (N 230): „Ein großer Offizier ergriff Edmund, indem ein zweiter den Arm aufhob, um den Jüngling niederzuhauen, als der Räuber mit Riesenkraft die beiden Soldaten bei den Haaren ergriff und ihre Köpfe so an einander schlug, daß sie besinnungslos zu Boden stürzten.“ — Für diese Heldentat des alten Lacoste hielt sich Tieck an eine Begebenheit, die Br (III, 553/4) aus dem Jahr 1709 überliefert. Danach soll ein früherer Offizier Cavaliers in einem Treffen in arge Bedrängnis geraten sein. Als er keine Waffen mehr hatte und zwei Grenadiere sich gegenüber sah, ehe er noch wenigstens Steine hätte aufheben können, um sich damit weiter zu verteidigen, ergriff er die beiden Leute bei den Haaren und schüttelte sie so gewaltsam gegen einander, daß er sie wohl erschlagen hätte, wenn nicht ein Offizier ihn mit mehreren Säbelstichen getroffen und niedergestreckt hätte. Doch auch im Fallen ließ er seine Gegner noch nicht los: er zog sie mit zu Boden und starb über ihren Körpern.

Und schließlich ist auch der kleine Zug, daß der Dorfmedikus Gottfried durch eine nebenhin geworfene Bemerkung das Gespräch auf die Wünschelrute und ihre

Eigenschaften bringt und sein Gevatter Dubois im Anschluß daran von der mit Hilfe solcher Rute erfolgten Entdeckung eines lang gesuchten Mörders zu sagen weiß (N 326/7), nicht Tiecks eigene Erfindung: Tr (I, 354/5) erzählt nämlich, Marschall und Intendant hätten sich eines Rutengängers bedient, um diejenigen unter den Protestanten herauszufinden, welche zu den Camisards gehörten oder irgendwelche Mordtaten begangen hätten. —

V.

Haben die vorigen Kapitel erwiesen, wie eng sich Tieck in der Wiedergabe der rein historischen Momente, sowie in der Benutzung einzelner auf historischen Berichten ruhenden Tatsachen an seine geschichtlichen Vorlagen angeschlossen hat, so läßt sich nun ebenso für den Einschlag des Wunderbaren, d. h. für die Visionen, Prophezeiungen und Inspirationen, die in der Geschichte des Camisardenaufstandes eine große Rolle spielen, der Nachweis erbringen, daß Tieck der naheliegenden Versuchung zu phantastischer Ausgestaltung des Vorgefundenen entgangen ist, daß er sich von dem der romantischen Schule eigenen Hang zur Darstellung des Wunderbaren und Geheimnisvollen nicht hat verleiten lassen, Zusätze zu machen, die ihn von der historischen Überlieferung abgeführt hätten, daß er vielmehr auch hier streng geschichtlich bleibt und lediglich Material verwendet, das ihm in erster Linie Misson und Brueys geliefert haben. Trotz der in der Würdigung von Brueys' Buch bereits geschilderten skeptischen Haltung des Autors gegenüber allen diesen Wundern — einer Haltung, die sich ja auch in anderen Quellen, welche dem Dichter flossen, gelegentlich findet — kann der Verfasser natürlich ihr tatsächliches Vorkommen ebensowenig wie die von ihnen ausgehenden großen Wirkungen leugnen. —

So wie Tieck die wunderbaren Weissagungen der Propheten durch seine Novelle verstreut hat, finden sie einen Mittelpunkt, um den sie sich gruppieren können, in der Gestalt Edmunds. Vor seiner Bekehrung vom eifernden Katholiken zum Camisard sind die Berichte über die Weissagungen, die Visionen, Inspirationen und Predigten der Reformierten viel zahlreicher und auch ausgedehnter als später. In umso schärferem Kontrast dazu steht des jungen Beauvais ablehnende Haltung. „Abgeschmackte Verzerrungen", „plumpe Lügen", der „gröbste und einfachste Betrug" scheinen ihm die Prophezeiungen. Als er aber dann am eigenen Leibe die Macht der Weissagung erfahren hat, als er überzeugt ist, daß kein Betrug dem Treiben der Propheten zu Grunde liegt, da bedarf der Dichter der Inspirationen nicht mehr, und nur ganz vereinzelt ist ihrer hier und da noch erwähnt.

Wir tun besser, diese Gruppierung fallen zu lassen und in mehr chronologischer Reihenfolge die Entstehung und Ausbreitung der Prophezeiungen und ihre Wirkungen zu betrachten. —

Über den Ursprung der Weissagungen äußert der Pfarrer von St.-Sulpice, daß es „schon vor einigen Jahren" weissagende Kinder „hier und dort, in den Cevennen, in Dauphiné, im benachbarten Veauvarais" gegeben habe (N 99). Genauer ist der Bericht Abraham Mazels (N 207): Ein frommer Mann, du Serre, der eine Glashütte in Dauphiné besessen, habe Erscheinungen und Offenbarungen gehabt; doch zu predigen sei ihm nicht gegeben gewesen. Er und seine Frau hätten eine Zahl junger Männer und Mädchen in ihr Haus genommen, denen fast allen die Gabe der Erleuchtung, und den meisten auch

die der Predigt, zuteil geworden, und die dann hinausgezogen seien und bald Vivarès und einen Teil von Dauphiné bekehrt hätten. — Darauf war nun Tieck durch genaue Angaben bei Br (I 97 ff) gewiesen worden, wonach du Serre, ein alter Calvinist aus Dieulefit in Dauphiné fast täglich (!) zum Verkauf der Erzeugnisse seiner Glasbläserei nach Genf gegangen und in dieser Stadt dazu angestiftet worden sei, zum Zweck möglichst großer Verbreitung der im Ausland ausgeheckten und auf eine Erhebung Frankreichs berechneten falschen Prophezeiungen eine reguläre Schule einzurichten. Darauf habe er fünfzehn Jünglinge und eben so viele junge Mädchen in sein Haus genommen, ihnen erklärt, daß Gott seinen heiligen Geist auf ihn ausgegossen habe, und daß er ihn denen mitteilen könnte, die ihm zu „Propheten“ und „Prophetinnen“ gut schienen. Dann habe er sie gelehrt, auswendig gelernte Stellen der Apokalypse, in denen vom Antichrist, der Zerstörung seiner Herrschaft und der Befreiung der Kirche die Rede ist, auf den Papst und die Wiederherstellung der reformierten Religion in Frankreich zu deuten, habe sie auch darin unterwiesen, ihre so gestalten und mit noch anderen Bibelstellen durchsetzten Predigten mit allerlei äußerem Gebahren zu begleiten, um so stärker auf das Volk zu wirken. So vorbereitet, seien die Schüler du Serres dann in verschiedene Gegenden hinausgezogen und hätten auch bei den der katholischen Lehre abgeneigten Leuten gar bald Erfolg gehabt. — Einen in fast allen sachlichen Punkten damit zusammenfallenden Bericht, der sich aber jeder Kritik, wie Br sie übt, fern hält, fand Tieck später in einer Anmerkung zu Anfang des II. Bandes von Tr (II, 4); dort ist der Beginn dieses prophetischen

Treibens in den Januar 1689 gelegt, während Br es schon 1688 anheben läßt. — M (5) verlegt die erste Ausbreitung des Weissagens in dieselbe Zeit und in dieselbe Gegend: „in der Zeit vom Juni 1688 bis zum Februar des folgenden Jahres standen in Dauphiné und darauf in Vivarès fünf- bis sechshundert Leute beiderlei Geschlechts auf, die sich rühmten, vom heiligen Geiste erfüllte Propheten zu sein.... Sie nahmen bald an Zahl zu, die Täler wimmelten von ihnen, und die Berge waren damit bedeckt." Und an anderer Stelle (M 13) heißt es: „Alle diese Wunder auf dem heiligen Schauplatz der Cevennen und an den Grenzen von Rouergue sind der selben Natur wie die, welche seit 1688 soviel Aufsehen in Dauphiné, Vivarès und Vellay erregt haben." — Wie Tieck (N 208) die Ausbreitung der Wunderkraft in den Cevennen mit dem Feuer vergleicht: „denn das hat der Geist, wie das Feuer, daß aus einem kleinen Punkt, an dem kein Käferchen sich wärmen kann, in wenigen Stunden ein Brand wird, der Wälder in Asche legt, und alles menschliche Löschen verlacht," so fand er es schon bei M (6) vorgebildet: „Dieser Fanatismus verbreitete sich mit so ungeheurer Schnelligkeit von Gemeinde zu Gemeinde, wie die Flamme einer Feuersbrunst, vom Winde getragen, von Haus zu Haus fliegt," und unzählige Male konnte er demselben Bilde für das Weitergreifen des Fanatismus auch bei Br begegnen. —

Von den Jüngern du Serres läßt Tieck seinen Abraham Mazel zweier besondere Erwähnung tun: der „schönen Isabeau", deren Ruhm weit verbreitet war, die dann aber später im Gefängnis von Grenoble aus Menschenfurcht wieder von ihrem Glauben abfiel, und des Gabriel

Astier, welcher später als Soldat in Montpellier diente, erkannt und hingerichtet wurde. — Den Hinweis darauf fand er wiederum bei Br (I, 115 ff, 121 ff, 134 f), der die beiden, so zu sagen, als Musterschüler du Serres behandelt. Er erzählt vom Auftreten der schönen Isabeau in Grenoble zu Ende des Jahres 1688, berichtet, wie es ihr gelungen sei, eine ganze Zahl von Leuten der katholischen Kirche abspenstig zu machen, wie dann die Behörden eingegriffen und sie gefangen gesetzt hätten, und wie sie zunächst zu ihren Richtern gesagt habe, man könne zwar sie hinrichten, aber Gott werde andere erstehen lassen, die noch viel herrlichere Prophezeiungen geben würden als sie — ein Ausspruch, den auch M (9) wiedergibt —, wie aber schließlich „Gott sie erleuchtet und den ihr innewohnenden Lügengeist mit seiner Wahrheit ausgetrieben habe“, so daß sie wieder zum katholischen Glauben übergetreten sei. — Und von Gabriel Astier weiß Br zu sagen, daß er um dieselbe Zeit, in der Isabeau ihr Wirken begann, in Vivarès aufgetreten sei, daß er aber bald, gewarnt durch die Einkerkerung, die den Propheten in Dauphiné geworden war, sich größerer Vorsicht in seinem Tun beflissen; daß er, als man auch in Vivarès mit Waffengewalt gegen die Fanatiker vorgegangen, sich weder unter den Toten noch unter den Gefangenen befunden, und daß man vergeblich versucht habe, seiner habhaft zu werden, bis ein Zufall ihn in die Hände der Verfolger geliefert: bei einer Besichtigung eines in Montpellier garnisonierenden Regiments habe man ihn unter den Soldaten erkannt, ins Gefängnis geworfen und verhört; er habe zugestanden, daß er der Gesuchte sei, und am 2. April sei er an dem selben Ort gehenkt worden, an dem er begonnen,

die Leute aufzureizen. — Im „Théâtre Sacré“ ist Gabriel Astier nicht erwähnt, seinen Namen habe ich nur in der Übersetzung des Missonschen Buches (1712) gefunden; diese erzählt in einem von drei im Original nicht enthaltenen Stücken (S. 218): „Die nächstfolgende Woche drauf kam ein Jüngling von Lorive in Dauphiné über den Fluß der Rhone in unser Vivarez herüber gefahren, welcher Inspirationes hatte, und mit Namen Gabriel Astier hieß.... Er hat auch nach der Zeit die gläntzende Märter-Crone .... empfangen.“

Tieck läßt dann Abraham Mazel weiter erzählen, daß „schon damals“ auch die Kinder anfingen zu weissagen, und der Pfarrer von St. Sulpice redet von den „kleinsten Krabben von drei Jahren“ (N 97), die sich mit dem Ermahnen und Bußepredigen abgegeben hätten. Für ganz so jung scheint Br die Schüler und Schülerinnen du Serres nicht halten zu wollen; M dagegen, der von einer großen Anzahl solcher weissagenden Kinder spricht (M 1, 19, 23, 26, 30, 33, 36, 44, 96, 109, 137 ...), legt die Altersgrenze noch weiter herunter: er erwähnt Kinder von dreizehn bis fünfzehn Monaten (M 15, 32) und sagt an anderer Stelle, der Geist sei auf zahlreiche Kinder gefallen, deren einige noch an der Mutter Brust lagen und in diesem zarten Alter noch nur dann sprechen konnten, wenn es Gott gefiel, durch ihren unschuldigen Mund seine Wunder zu verkünden (M 109). — Daß ein Blödsinniger, wie der vom Pfarrer von St. Sulpice erwähnte Sohn des Schäfers, der „zu gar nichts auf Erden zu brauchen ist vor Dummheit“, die Gabe der Weissagung empfängt, ist ein nach M keineswegs vereinzelt dastehender Fall: ein ganz einfältiger Hirt wird

zu einer Versammlung mitgenommen, in der Propheten auftreten, und er beginnt tags darauf selbst zu weissagen (M 31); ein paar Mädchen, die sonst völlig verblödet sind, haben Inspirationen (M 66); eine blödsinnige Bäuerin, die im gewöhnlichen Leben das dümmste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist, predigt, sobald es der himmlischen Einsicht gefällt, in wunderbarster Weise (M 68).

Die Regierung sieht in diesen Weissagungen nur einen eingelernten Betrug. Das ist der Standpunkt, auf dem auch Br durchaus steht, und die selbe Auffassung spiegelt sich in einem bei C (II, 217 ff) und Br (II, 187 ff) abgedruckten Hirtenbrief des Bischofs Fléchier von Nismes wider, in dem es heißt: „Sie lehrten ihre Kinder die Kunst, zu zittern und eilte Dinge zu weissagen." — Ganz ähnlich redet Edmund verächtlich von den „Verzuckungen und Verzerrungen, die die Kinder schon von den Alten lernen" (N 89). — Die Folgen dieser Ansicht läßt Tieck aus den Worten des Pfarrers von St. Sulpice ersehen (N 100): die Behörden machen die Eltern verantwortlich für ihre mit der Gabe der Prophezeiung bedachten Kinder, stecken diese in die Gefängnisse, senden die Väter auf die Galeeren. Dazu berichtet M (122): „Da die Verfolger ganze Familien einkerkerten und zu grunde richteten, in denen ein Kind die Gabe der Weissagung hatte, so züchtigten viele Leute ihre Kinder und dachten sie mit Strenge vom Prophezeien abzuhalten." —

Noch eingehendere Angaben bringt Tr (I, 20): „Die Gefängnisse füllten sich mit denen, die des Prophezeiens verklagt waren; in dem zu Usez befanden sich mehr als dreihundert; zum größten Teil waren es Kinder. Da er-

hielten die Väter den Befehl, ihre Kinder am Weissagen zu verhindern. Basville erklärte, daß die Eltern der prophezeienden Kinder zu Bußen verurteilt werden würden. Man legte Soldaten in die Häuser derer, die nicht vermocht hatten, ihre Kinder von dem gefährlichen Handwerk abzubringen; man verdammte sie zu willkürlichen Strafen." — Die Gewalt wurde so weit getrieben, daß mehrere Leute, um sich davor zu wahren, den Intendanten und den Behörden selbst ihre Kinder angaben und ihnen sagten: „Wir entäußern uns ihrer, seht selber zu, wie ihr ihnen die Prophetie austreibt." (M 45, 104; Tr I, 20.)

Daß sich Eltern in ihrer Angst vor der Gefahr, die ihrem ganzen Hause droht, an die Geistlichen wenden, so wie nach Tieck der Vater eines sechsjährigen Mädchens oder der Hirt zum Pfarrer von St. Sulpice kommen und seinen Beistand erbitten, wird bei M an drei Stellen erzählt, unter denen insbesondere die erstfolgende in Einzelheiten die Quelle für Tiecks Bericht von dem kleinen Mädchen gewesen zu sein scheint. „Ein biederer Bauersmann," so berichtet M (88 ff), „hatte einen Sohn von etwa zwölf, dreizehn Jahren, der Eingebungen empfing. Halméde, der die Verfolgung fürchtet, geht zum Ortsgeistlichen: „Herr Pfarrer, mein Junge prophezeit; ich sag's euch, ach, bringt mich nur deshalb nicht ins Verderben." — „Laßt den Knaben hungern; ihr sollt sehen, das ist ein gutes Mittel." Der Bauer gehorcht, aber das Kind fährt fort zu weissagen, und Halméde wendet sich abermals an den Pfarrer. „Nun, wann euer Junge wieder in seinen Zustand verfällt, so nehmt nur einen tüchtigen Stock . . ." Wieder folgt der Vater, aber über den Knaben kommt nach wie vor die Erleuchtung, noch häufiger als früher; er hätte ihn

totschlagen können .... Einmal wird das Kind von einer außergewöhnlichen Gewalt bewegt; es hebt an, des Vaters Verhalten zu rügen; diesen trifft es wie ein Blitz, er vergießt Tränen der Reue und empfängt durch Gottes Willen ein paar Tage später selbst die Gaben der Predigt und der Offenbarung." — Von der ähnlichen Bekehrung eines Vaters durch sein Kind heißt es weiterhin (M 123): „Ein Mann aus Vésénobre wollte verhüten, daß wegen seines weissagenden Knaben Unglück über sein ganzes Haus käme ... er lief sogleich zum Pfarrer ... als er mit diesem zurückkehrte, hatte das Kind schon aufgehört zu reden ... und nun wurde der Vater selbst vom Geiste ergriffen, und der Mann, der dem Feinde seinen Sohn hatte preisgeben wollen, wurde jetzt selber eine Beute des Verfolgers." — Von einem kleinen Mädchen, zu dem der Pfarrer gerufen wird, ist ein anderes Mal die Rede (M 61): „Ich ging mit einem Pfarrer zu einem kleinen, sechs- bis siebenjährigen Mädchen, das in unserer Gegenwart vom Geist ergriffen ward. Als die Kleine wieder zu sich gekommen war, suchte der Pfarrer unter Drohungen und Versprechungen etwas über ihren Zustand aus ihr herauszubekommen: sie versicherte, daß nicht sie es wäre, welche die Bewegungen hervorbrächte, daß es auch nicht in ihrem Willen stände, zu sprechen .... eine Macht, die stärker als sie selbst, wirke das alles in ihr." Fassen wir die drei Stellen, die der Kürze halber a, b, c genannt seien, zusammen, so läßt sich Tiecks Erzählung daraus zurecht machen: c enthält die Figur des sechsjährigen Mädchens und den Umstand, daß der Pfarrer Zeuge einer Inspiration des Kindes wird, a b des Vaters Furcht vor Verfolgung, a zudem die beiden Ratschläge des Pfarrers, das Kind

hungern zu lassen oder es zu schlagen, und des letzteren Ermahnung an seine Eltern, a b endlich die Bekehrung des Vaters. Den Umstand aus b, daß der Vater in Gegenwart des herbeigeholten Pfarrers vom Geist ergriffen wird, finden wir in der Novelle, auf den Hirten bezogen, wieder (N 103).

Bei Tieck begegnen wir zwei Arten von Inspirationen; zur ersten gehört die an seine Eltern gerichtete Ermahnung des kleinen Mädchens und die Prophezeiung des alten Hirten, sowie die Predigt des achtjährigen Knaben in der Versammlung, welcher Edmund beiwohnt. Von der zweiten Gattung sind die Weissagungen des Schäfersohnes, Abraham Mazels Anregung zum Zuge gegen den Abt von Chaila die Anweisung des andern Knaben in jener Versammlung, die heranziehenden Gläubigen herbeizurufen, die Aussagen der Propheten bei Edmunds Aufnahme unter die Camisards und beim Gericht über Catinat, Cavaliers Angaben über den Courier des Marschalls, und seine sowie Edmunds Begabung überhaupt. Wir haben es also einmal mit den Ermahnungen zur Buße und den aus Bibelstellen zusammengefügten und mit Ausfällen gegen die katholische Kirche und ihre Diener durchsetzten Predigten, und dann mit den Visionen zu tun, die teils Bilder der fernen Zukunft zeigen, andernteils sich auf die nächstliegenden Handlungen der Reformierten beziehen und ihnen anzeigen, was sie tun und was meiden sollen.

In ähnlicher Weise scheidet M (164): „Die einen besaßen die Gabe des Gebets und der Ermahnung. Andere sagten insbesondere die Geschicke der Kirche und ihrer Feinde voraus. Es gab ihrer, die häufige Eingebungen

hatten, welche ihr eigenes Verhalten oder Dinge des Krieges betrafen. Manche vereinigten mehrere oder alle dieser einzelnen Gnadengaben in sich." — Wenn nun anläßlich der Verhandlung gegen Catinat Ravanel den Duplant als größten Propheten bezeichnet und demgegenüber betont, daß Abraham Mazel „nur zwei Grade" habe (N 192), so darf darauf verwiesen werden, daß Tieck hier wohl eine Stelle aus Br (I, 376 ff) vorschwebte, wonach es unter den Fanatikern vier verschiedene Grade gegeben habe: «l'Avertissement» und «le Souffle», die den damit Begabten noch kein allzu großes Ansehen verliehen, dann «la Prophétie», die so hoch geschätzt wurde, daß die Propheten als oberste Richter angesehen und ihnen alle Entscheidungen übertragen wurden, und endlich «le Don»; wer diese höchste und letzte Gabe empfangen hatte, stand über allen irdischen Dingen, wurde nicht befragt und enthielt sich auch aller Prophezeiungen. —

Über die Vorgänge in den Versammlungen ist Tieck aus Br und M genau orientiert. Die Inspirierten halten Gebete (M 7, 41, 104, 141; Br I, 149); sie singen ihre Psalmen (Br I, 149); sie ermahnen zur Buße und zur Bekennung des rechten Glaubens (M 7, 15, 19, 20, 23; Br I, 153/4); sie eifern gegen den Besuch der Messe und gegen die katholischen Priester (M 7, 33, 137; Br I, 111, 154); sie verkünden, daß Gott „Babel" zerstören und seine wahre Kirche wieder aufrichten werde (M 20, 33, 35; Br I, 108, 160); sie führen Bibelstellen an und deuten sie auf die gegenwärtige Zeit in einer dem Verständnis der einfachen Landleute angepaßten Weise in Predigten, die bisweilen stundenlang dauern (M 16, 19, 25, 28, 34, 41, 95; Br I, 109, 349). Alle diese Einzelheiten sind für die Novelle benutzt.

So erzählt etwa der Pfarrer von St.-Sulpice, daß die Kinder sich „mit Ermahnen und Bußepredigen“ abgeben. „Ich sage dir, mein Kind, wenn deine Eltern Buße thun, und dem Geiste folgen, so wird alles gut und herrlich seyn, und ihr werdet an der Freiheit und meinem Worte Theil nehmen“, sind die Worte des kleinen Mädchens, zu dessen Ansehung der Pfarrer gerufen wird, „ich sage dir, die Götzendiener werden euch nichts anhaben können, und dieser Böse wird seinen Lohn für seine Missethaten finden.“ Dann folgt „lauter Gottesfurcht und Ermahnung zur Buße“. Auch der alte Schäfer ermahnt zur Buße, singt Psalmen und prophezeit vom Fall Babels. — Von der Versammlung im Gebirge berichtet Edmund: „Plötzlich ertönt es mit heiserer Stimme aus dem Kinde: wahrlich, ich segne euch, ihr sollt gesegnet seyn! — nun im Strom, der unaufhaltsam floß, eine Menge von Gebeten und Ermahnungen, sowie Stellen aus der heiligen Schrift und ihre Erklärung, alles auf die gegenwärtige Zeit gedeutet.“ —

Wir wenden uns zur zweiten Art der Inspirationen. Unter den Weissagungen, welche sich auf das Verhalten der Camisarden beziehen, stehen zeitlich an erster Stelle die Angaben über die Sicherheit der abgehaltenen Versammlungen oder über das Nahen von Verfolgern (M 16, 19, 25, 28, 34, 41, 95). Wie Tieck einen Knaben sagen läßt: „Geht hinaus in den Wald, Elias Marion und einige Gläubige ziehn heran, sie sind verirrt, lockt sie mit Psalmen herbei, denn heut habt ihr keine Verfolger zu fürchten,“ und dann fortfährt: „Einige aus der Versammlung gingen hinaus, und sangen mit lauter Stimme, und bald darauf kamen sie mit einer Anzahl Begeisterter wieder“, so berichtet M (38): „Der zweite Prophet sagte,

daß mehrere Gläubige nahebei in den Feldern und Wäldern umher irrten und die Versammlung suchten; um sie herbeizulocken, müßten einige hinausgehen und einen Psalm anstimmen ... Ein Trupp ging und begann zu singen ... die Leute kamen mit einer zahlreichen Schar derer wieder, die der Psalmengesang herbeigelockt hatte." —

Von Hinweisen auf Verräter, die sich in die Versammlungen eingeschlichen haben, berichtet M (51, 110) aus einer der Handlung von Tiecks Novelle naheliegenden Zeit, daß im August 1703 Clary vor zwei Leuten gewarnt habe, die gekommen seien, die Versammlung zu verraten und den Feinden preiszugeben. An anderer Stelle (M 21) ist von eingedrungenen Gottesleugnern die Rede, oder es wird solcher gedacht, die nur aus Neugier und mit spöttischer Gesinnung der Versammlung beiwohnen (M 38). Auch Br (I, 148, 152) weiß davon, daß Katholiken zuweilen zu den Zusammenkünften kamen, zu sehen, was dort vorginge; er erwähnt auch, daß die Propheten gelegentlich, wenn man einen Katholiken bemerkt hatte, der etwa erschienen war, um die Leute von ihren „Irrwegen" abzuführen, die Versammlung davor gewarnt hätten, diesen „Versucher", diesen „Teufel" anzuhören (Br I, 166). —

Aus allen diesen Vorlagen heraus läßt Tieck in jener Versammlung, der Edmund und der junge Vila beiwohnen, den Knaben ausrufen: „Wahrt euch, Brüder; denn zwei Verräther sind mit in die Versammlung gedrungen, die es böse mit euch meinen!", und wenn er dann fortfährt, von dem „Spötter" zu reden, der noch zugegen sei und nicht wisse, daß der Herr ihn selber dahin geführt habe, der Seinige zu werden, so findet auch diese Äußerung ihre Vorlage bei M (27); dort heißt es: „Ich sage dir, mein

Kind, es sind in dieser Versammlung mehrere Ungläubige, die in kurzer Zeit dieselben Gnaden empfangen werden, welche ich dir zu teil werden ließ.“ —

Seit dem Beginn des Krieges finden sich Angaben über die Kämpfe. Das Nahen des Feindes wird angezeigt (M 37), vor einem Hinterhalt gewarnt (M 29), Treffen werden vorausgesagt (M 29, 107). Von einem einzelnen Ereignis dieser Art berichtet M (109) mit besonderer Ausführlichkeit, zwischen Ners und Las-Cour-de-Creviez hätte Cavalier eine Vision gehabt, sich plötzlich erhoben und den anderen gesagt: „Ich habe gesehen, wie der Marschall Montrevel, der in Alais ist, Briefe mit Plänen gegen uns einem Eilboten übergeben hat, der sie nach Nismes bringen soll. Eilt euch, und ihr werdet den Boten, der so und so gekleidet ist, solch' und solches Pferd reitet und von den und den Leuten begleitet wird, am Ufer des Gardon treffen“ .... Drei seiner Leute seien zu Pferde gestiegen und wirklich dem Manne begegnet, hätten bei ihm des Marschalls Briefe gefunden, Kenntnis davon genommen und sich diese in Zukunft zu nutze gemacht.“ — Tieck hat diese Tatsache mit ganz geringfügigen Änderungen ebenso ausführlich übernommen (N 278, 285): auch bei ihm machen sich drei Camisards gegen den Boten auf, der allerdings ungeleitet reitet. Die örtlichen Angaben sind nicht genau gewahrt: Alais ist durch Usez ersetzt; der Marschall ist nicht der Absender der Briefe, sondern er soll sie empfangen. —

Darauf, daß Abraham Mazel als eigentlicher Urheber des Cevennenkrieges (wie auch bei Tieck) bei M hingestellt ist, war schon früheren Orts hingewiesen; mehrere

Stellen bei M berichten darüber. So heißt es einmal (M 18): „Einige Protestanten wurden niedergemacht, zweiundzwanzig gerädert. Das zwang endlich die armen Leute, zu ihrer eigenen Verteidigung die Waffen zu ergreifen, den genauen und wiederholten Anweisungen gemäß, die sie von Abraham Mazel in dessen Eingebungen empfangen hatten." Mazel selbst, „der durch seine Inspiration die Erhebung veranlaßt und geleitet hatte" (M 68), berichtet darüber (M 85): „Der Geist ergriff mich und befahl mir, ohne Zögern zu den Waffen zu greifen und zur Befreiung unserer Brüder zu schreiten, welche die Verfolger in Pont Mont de verd, einem Schlosse, das der Abt von Chaila inne hatte, gefangen hielten. Wir verabredeten uns für den folgenden Abend. Wir beteten miteinander, und an mehrere erging des Geistes Ruf, bei Nacht in den Ort einzuziehen, unter Psalmensang geradeswegs zum Schloß zu eilen und unsere Brüder zu befreien," und an anderer Stelle (M 91) bekräftigt er noch einmal, daß er es gewesen, der die Cevennen, seinen Eingebungen folgend, zum Aufruhr gebracht hätte. —

Wie Edmund im Gebirge Lozere alles sieht, was in seinem sieben Meilen entfernten Vaterhause vorgeht, wie er den heimkehrenden Franz vor seinem geistigen Auge erblickt (N 174/5), die Unterredung Rolands mit Flotard verfolgen kann, ob die beiden gleich so weit von ihm ab sind, daß das Auge sie kaum zu unterscheiden vermag (N 214), wie er die einzelnen Gestalten aus Cavaliers Trupp oder seinen Vater und Eveline deutlich vor sich zu stehen hat (N 218, 221), so berichtet einer von Missons Gewährsmännern: „Ich hatte eine Vision ... der Geist zeigte mir diesen Mann, mit Camp-redon auf- und abgehend,

so deutlich, als wäre ich in dem selben Zimmer mit ihnen. Ich sah sie und hörte ohne Mühe alles, was sie miteinander sprachen, auch, wie die Frau Camp-redons ab und zu ging und sich bisweilen in das Gespräch der Männer mischte“ (M 72').

Die Anregung zu Cavaliers Vision: er sei in einem prächtigen Schloßgarten, sehe den König mit seinem glänzenden Gefolge eine breite Treppe herabsteigen und wolle eben anfangen, zu ihm zu reden (N 211/2), empfing Tieck aus einer Bemerkung bei M (29): „Ein andermal ... fiel Bruder Cavalier in Verzückung ... ich besinne mich noch, daß er sagte: ‚du wirst mit dem Könige sprechen‘ ...“ Zudem ist die historische Begegnung des Camisardenführers mit Ludwig XIV. in Versailles bei L (VIII, 367) und in C (II, 360), sowie in Tr (III, 7) berichtet; dort fand Tieck auch, daß man Cavalier auf eine Freitreppe stellte, über die der König schreiten mußte. Es blieb dem Dichter nur noch, nach ihm sonst bekannten Angaben die Umgebung des Schlosses im einzelnen zu zeichnen.

Wir haben gesehen, welche Ausdehnung die Weissagungen annahmen, und wie sie bis in die kleinsten Einzelheiten gingen. Es nimmt nicht wunder, wenn wir hören, daß die Camisarden schließlich überhaupt nichts ohne Befragung ihrer Propheten begannen, daß sie, wie M (29, 64, 67) berichtet, ihren Inspirationen blindlings gehorchten und ihnen in allen Dingen folgten. „Die Inspirationen waren unsere Gesetze und unsere Führer. Der Geist verbot uns Plünderungen und hieß unsere Krieger, Schätze und Gold und Silber der Götzentempel in den Flammen umkommen zu lassen .... Nur infolge von Eingebungen haben wir unseren heiligen Krieg begonnen ... Wir hatten keine

Macht noch Einsicht; die Offenbarungen waren unsere Hilfe und unsere Zuflucht. Sie gaben uns unsere Kriegszucht, sie lehrten uns, Psalmen singend gegen die Feinde zu ziehen und ihre Seele mit Schrecken zu erfüllen". (M 79/80, 117). Der Glaube geht, daß jeder Ungehorsam gegen die Eingebungen sich räche: „Wenn uns ein Unheil zustieß, so geschah es, weil wir den Inspirationen nicht gehorcht oder ihnen gar entgegen gehandelt hatten .... Folgten wir ihnen, so glückte es uns in allen Dingen .... (M 64, 79). Vor allen Unternehmungen von Wichtigkeit betete man zusammen, und jeder flehte zu Gott, daß es ihm gefallen möge, zu seinen Kindern in der Sache zu reden, um die es sich handelte. Alsbald kam hier und da über einen der Geist ... Die Führer fragten diese, was Gottes Wille sei, und wenn die Propheten gesprochen hatten, so gehorchte man ihnen. Sollten wir den Feind angreifen? Waren wir verfolgt? Hatten wir Hinterhalt zu fürchten? Wir beteten: Herr, lehre uns erkennen, was Dein Wille ist und was wir zu Deinem Ruhm und unserem Heil tun sollen — und der Geist antwortete uns alsbald" (M 118). Die Führer verlassen sich ganz auf die Offenbarungen, die ihnen alles künden, dessen sie bedürfen. Mitten in der Schlacht empfängt Cavalier seine Eingebungen; dann eilt er hierhin und dorthin, spricht Mut zu und erteilt Befehle, die oft überraschend sind, aber stets genau erfüllt werden und auch immer zum Erfolge führen (M 117). Dabei stört es die Camisards in ihrem Glauben garnicht, daß die Propheten sich bisweilen widersprechen oder falsch weissagen. So erzählt C (I, 98), wie Des Plans, einer der angesehensten Propheten, einmal gesagt habe, die Brüder hätten nichts zu fürchten, der Feind sei vor ihnen geflüchtet, und

sie befänden sich in Sicherheit — und wie fast im selben Augenblick die ersten Schüsse der königlichen Truppen zu hören gewesen wären, welche von allen Seiten zum Angriff schritten. Oder Villars' Memoiren (194) lassen die Inspirierten Rolands anders sprechen, als die Cavaliers: das Los entscheidet dann, welchem Ausspruch zu folgen sei.

Alle diese Züge finden wir in unserer Novelle wieder. Roland äußert sich zu Flotard: „Zuweilen widersprechen sich die Propheten untereinander. Sie lenken unsere Züge und es trifft sich wohl, daß meine Anordnungen von dem abgehn, was sie verlangen; aber dies habe ich schon zuweilen bereuen müssen“ (N 217). Damit ist für Tieck zugleich die Ansicht erledigt, welche Br (I, 374 ff) äußert: als hätten in Wirklichkeit die Propheten nur das nachgesprochen, worüber die Führer vorher mit ihnen übereingekommen, und als wären sie somit nicht selbständige Leiter der Unternehmungen gewesen, sondern nur als Mittel zum Zweck benutzt worden. —

Eines der in Rolands Worten erwähnten Widersprüche werden wir bei der Verhandlung gegen Catinat selbst Zeugen (N 191/2): Duplant und Salomon gehen in ihren Aussagen voneinander ab. Über sein Verhalten in der Schlacht gibt Cavalier dem jungen Beauvais Aufschluß (N 224): „Führe ich nun die Brüder an, und die Sache will sich nicht so fügen, wie wir sie beredet und erdacht haben, so regiert mich plötzlich der Geist, ich sehe, ich merke alles, was mir vorher unbekannt war, von selbst giebt mein Mund den richtigen Befehl, es schwebt und webt um mich, daß ich es nicht zu sagen weiß, und führt mich und die Meinigen durch die Schaaren der Feinde.

Wie ein froher Rausch fliegt es mit mir durch das Getümmel, und der Sieg ist erfochten."

Es bleibt, die besonderen Merkmale zn betrachten, welche mit den Prophetenaussagen verbunden sind, und zu hören, was über die Art und Weise, in der die Einzelnen ihre Begabungen empfangen, berichtet wird.

Die Propheten, deren Reden fast immer mit den Worten „Ich sage dir, mein Kind ..." beginnen (M 12, 14, 16, 19, 20, 22, 26, 41, 51, 65, 66, 96), bedienen sich stets des reinsten Französisch (M 14, 15, 19, 22, 23, 26, 31, 33, 37, 66, 71, 95, 104, 125, 126), was umso wunderbarer ist, als sie außerhalb ihrer Inspirationen nur den Dialekt ihrer Gegend beherrschen. Sie fallen vor ihren Weissagungen rückwärts zur Erde; ihr ganzer Körper ist wie vom Fieber oder in Krämpfen geschüttelt; besonders stark sind die Bewegungen des Kopfes, der Brust und der Arme; der Leib bläht sich auf, die Augen schließen sich, Schaum tritt ihnen vor den Mund; alles Blut scheint aus dem Gesicht gewichen; der Atem geht stoßweise, so daß ihnen das Reden schwer und oft von Seufzern und Schluchzen unterbrochen wird (Br I, 110/1, 156; M 6, 7, 11, 14, 15, 16, 19, 20, 22, 24, 31, 33, 35, 36, 37, 38, 47, 48, 54, 56, 60, 65, 67, 94, 95, 104, 108, 115, 125, 137, 141, 148). Weniger stark treten diese Erscheinungen bei denen auf, welchen die Gabe der Predigt geworden ist; nur im Anfang geht ein Schütteln durch ihren Körper, dann sprechen sie mit großer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, ohne daß Schluchzen oder Stöhnen ihre Worte hemmt (M 95, 104).

In der Novelle ist alles vorliegende Material, zu dem noch veranschaulichend ein Bild in Br I kam, welches du

Serre inmitten seiner verzückten Schüler und Schülerinnen zeigt, vom Dichter benutzt worden. Der Pfarrer hebt zweimal hervor, daß die Kinder „meist in gutem, klarem Französisch sprechen, was sie oft wohl Zeit ihres Lebens noch nicht gehört haben“ (N 97, 101). Die Reden fangen in der angegebenen Weise an: „Ich sage dir ...“ (N 101, 191). Von den äußeren Merkmalen heißt es bei Tieck: einige hätten sie für Zeichen von Krämpfen gehalten (N 97, 167); „wie die Kleine sich so würgte (nachdem sie „ein Schluchzen im Halse“ bekommen), fing ihr an der Leib aufzuschwellen, sie fiel auf die Erde, die Brust klopfte und hob sich“ (N 101); auch dem alten Schäfer (N 103) „gurgelt's im Halse, er seufzt, verdreht die Augen, stürzt gegen die Wand und dann zur Erde, und nachdem sich die Brust ein paarmal mächtig gehoben und gesenkt hatte, fängt er ebenfalls an.“ Dieselben Erscheinungen sieht Edmund an einem Kinde in jener Versammlung: es fällt nieder, zuckt, hebt die Brust, bäumt sich und fällt dann wieder zusammen; bewußtlos und mit geschlossenen Augen liegt es nun wimmernd am Boden. So fällt auch ein anderer Knabe nieder (N 167), so auch Duplant, dessen Brust und Unterleib gewaltig arbeiten und der leichenblaß ist (N 183, 191). Die eigentliche Predigt geht dann wie „im Strom, der unaufhaltsam fließt“; die „Worte des Ewigen rauschen auf den Flügeln des Geistes aus dem geweihten Munde der Propheten“ — in glattem, ununterbrochenen Flusse (N 190). — Die Visionen wie sie Cavalier und Edmund empfangen, sind nicht mit auffälligen äußeren Erscheinungen verbunden (N 175, 204).

Von der Art, wie der Geist auf die einzelnen kommt, erzählt Tieck anläßlich der Begabungen Abraham

Mazels und Edmunds (N 211, 169 ff). Beidemal schließt er sich engstens an die Vorlagen bei M an, der von vier Fällen solcher Begabung zu sagen weiß. Einmal wird eine Bekehrung im Anschluß an eine Predigt ausführlich geschildert (M 41 ff): „Ich fing an, von diesen Leuten eine ganz andere Meinung zu bekommen. Ich erinnerte mich dessen, was ich hatte sagen hören. Ich zog in Erwägung, daß doch nicht der Teufel die Sünde bekämpfen und Gottes Namen lobpreisen lassen würde, wie es in jener Versammlung geschehen war. Diese Erwägungen beruhigten und erfreuten mich ... Als die Predigt zu Ende war, hatte ich ein Gefühl, wie wenn ein Hammer stark gegen meine Brust schlüge. Es war, als erweckte dieser Schlag ein Feuer, welches mich ergriff und durch alle meine Adern rollte. Ich fiel zu Boden — ich erhob mich wieder, ohne Schmerz zu empfinden. Und als ich nun mein Herz zu Gott emporwandte, in einer Bewegung, die sich nicht mit Worten schildern läßt, da fühlte ich einen zweiten Schlag, und die innere Glut verdoppelte sich. So doppelte auch ich meine Gebete. Ich sprach und atmete nur unter großem Seufzen. Ein dritter Schlag traf meine Brust und entflammte mich vollends. Nach einigen Augenblicken Ruhe fiel ich plötzlich in heftige Zuckungen; mein Kopf und der ganze Körper schüttelten sich stark. Diese Bewegungen waren nicht von Dauer, wohl aber hielt die Erregung und die Glut in meinem Innern an ...“ Kürzer faßt Elias Marion die Geschichte seiner Begabung (M 72 ff): „Ich war, wie es die unglücklichen Zeiten so mit sich brachten, einerseits von Kindheit auf gezwungen worden, die Messe zu besuchen; auf der anderen Seite hatten mich meine Eltern anders im Glauben belehrt ... Als ich etwa 22 Jahre alt war, hörte

ich in einer Versammlung Castanet predigen; ich fühlte in mir eine große Bewegung und zugleich eine geheime Freude . . . ich hatte ein so starkes Bewußtsein von der Gnade Gottes, daß ich wie im Himmel war. Ein eigentümliches Feuer erfüllte meine Brust und verursachte mir einige Bedrückung, so daß ich tiefe Seufzer ausstieß. Mein Körper schüttelte sich ein wenig ... In diesem Zustand blieb ich wohl eine Viertelstunde. Endlich gefiel es Gott, sein Wort in mich zu legen . . . ich hörte aus meinem Munde einen Strom heiliger Worte gehen, die in meinem Geiste nicht ihren Ursprung hatten ...“

Daß sich so die Worte ohne Zutun dessen, der sie ausspricht, von selber zusammenfügen, lehrt uns die weitere Angabe (M 99): „Ein junges Mädchen wurde drei- oder viermal von einem heftigen Zittern befallen, ein Schauer überlief sie bis in die Fingerspitzen ... dann fühlte sie bei vollem Bewußtsein, wie eine unsichtbare und ihr unbekannte Macht aus ihrem Munde die Worte hervorgehen ließ: „Fürchte nichts, mein Kind, ich werde bei dir sein. Ich werde meine Gnade über dich ausgießen. Ich werde deine Zunge lösen und deinen Mund öffnen, damit du mein Wort deinen Brüdern verkünden kannst“. Und ferner heißt es (M 106): „Ich wurde von einem Schauer ergriffen, der sich durch meinen ganzen Körper verbreitete. Meine Glieder zuckten ein wenig. In diesem Zustand fühlte ich ein liebliches Säuseln, das in mir entstand. Zugleich trieb ein Zwang meine Zunge und meine Lippen, Worte auszusprechen, die ich selbst mit Erstaunen hörte, und an die ich nicht gedacht hatte ...“ So erfüllt nach Tiecks Darstellung „ein sanftes Wehen“ die Brust Abraham Mazels und bringt die Weissagung auf ihn. So ist es Edmund,

als fühle er den Schlag eines großen Hammers gegen seine Brust; so steigen Empfindungen in ihm auf, die ihn das Treiben der Reformierten mit anderen Augen als bisher betrachten lassen. Einen zweiten Schlag fühlt auch er, und dann eine dritte Mahnung. Ohne seine Bemühung finden sich die seltsamsten Worte zusammen und entfließen seinem Munde, und die Gabe der Weissagung wird sein.

Zum Schluß sei noch der humoristisch gefärbten Erzählung des Pfarrers von St. Sulpice über die Entsendung der Ärzte von Montpellier zur Untersuchung der Propheten gedacht (N 97). Tieck übernimmt den Stoff, nur mit der Ortsänderung „Alais“ für „Usez“, seiner Quelle (M 17, 62). M liefert ihm sogar schon die satirischen Bemerkungen auf das Treiben der gelahrten Herren, die nur um Gottes willen nicht merken lassen wollen, daß sie selbst nicht wissen, woran sie sind, wenn er erzählt: „Auf Befehl der Obrigkeit (M 17: ‚Basvilles‘, M 62 ‚des Hofes‘) begab sich die medizinische Fakultät von Montpellier nach Usez, wo eine große Zahl prophetischer Kinder gefangen saß. Sie beobachteten das Aussehen derselben, ihre ekstatischen Zustände, kamen indessen zu keinem Ende. Aber sollten Doktoren stumm bleiben? Das hätte ihnen schlecht angestanden und ihrem Rufe wenig Ehre gemacht! Doch was tun? Sie machten es wie die scholastischen Philosophen, die sich so gut wie möglich mit den Dingen abfanden und statt eines fehlenden Begriffs ein leeres Wort gaben. So suchten auch sie nach einem Ausdruck, der zwar bedeutend klingt, aber in Wahrheit doch keine bestimmte Vorstellung zu wecken vermag: sie bezeichneten die Kinder als „Fanatiker“. —

Zu demselben Schluß läßt auch eine kurze Bemerkung in Tr (I, 20) die Ärzte nach reiflicher Überlegung gelangen, und so kommt Tieck dazu, eine Bezeichnung zu verwerten, die ihm von Br her ja geläufig genug war, und deren mangelnde Begrifflichkeit er bei dieser Gelegenheit gleich ironisierend dartun kann. —

VI.

Hatte Tieck in dem Bestreben, der historischen Wahrheit möglichst nahe zu kommen, in der Gestaltung der geschichtlichen Grundlagen für seine Novelle und in der Hineinbeziehung des Wunderbaren sich getreulich an die Überlieferung gehalten, so ergab sich als notwendige Folge, daß er auch bei der Zeichnung der historischen Personen, welche er zur Charakterisierung beider Parteien verwendet hat, bis ins einzelne seinen Vorlagen folgte und in der Darstellung von Charakterzügen, ja, selbst der äußeren Erscheinung sich den Angaben seiner Quellen fügte, die ihm sogar hin und wieder einzelne Züge für die von ihm frei erfundenen Personen liefern mußten. Von diesen ist eine Zahl episodischer Figuren auch auf literarische Vorbilder zurückzuführen; so machen sich besonders die Einflüsse von Tiecks Beschäftigung mit Shakespeare geltend. Andere dienen dazu, des Dichters eigene Gesinnung widerzuspiegeln. Eine letzte Gruppe endlich dankt ihre Entstehung allerlei persönlichen Beziehungen Tiecks. —

Von den Historien entnommenen Vertretern der königlichen Partei stehen an erster Stelle Basville, Montrevel und Julien; weiter gehören hierher der Einsiedler von Saumiere, der Anführer der Freiwilligen von Nismes und der Pfarrer von St. Sulpice. —

Den Intendanten schildert Tieck als ernsten Mann, rücksichtslos vorgehend, wo es des Königs Sache zu gebieten scheint; voll Mißtrauens geneigt, selbst in dem besten Patrioten einen Verräter zu sehen, und jeder Teilnahme für die unglücklichen Reformierten bar. Wie er und Broglio gleich im Anfang nach der Aufhebung des Edikts von Nantes bestrebt waren, durch Gewalt und Furcht die Reformierten zur Unterwerfung zu zwingen, so hält er es auch weiterhin. Unerbittliche Strenge scheint ihm walten zu müssen; als beste Maßregel gälte ihm, alle Neubekehrten mit den Protestanten zugleich vom Angesicht der Erde zu vertilgen. —

Hierzu fand Tieck Anhalt in C (I, 135), wo Basville als den Katholiken und Reformierten gleich verhaßt, als hartherzig, unerbittlich und unbeugsam geschildert, und wo seinem übertriebenen Eifer ein großer Teil der Schuld am ganzen Unglück der Camisards zugeschrieben wird. Daß man ihn, seiner Grausamkeit halber, den „Schrecklichen" zubenannt habe, berichtet auch L (VII, 76); und sein Rat, auf einmal allerorts Dörfer und Häuser zu verbrennen, deren Bewohner die Camisards begünstigen, sowie die Zahl der auf seinen Befehl vollzogenen Hinrichtungen und verübten Grausamkeiten, deren viele C und Tr sowohl wie Br und, wenigstens andeutend, auch L berichten, sind für die Richtigkeit der gegebenen Charakterisierung Beweis genug. Ein gleich getreues Bild dieses Mannes, wie Tieck sich aus den Quellen aufbaute, findet sich auch bei Sinclair, und wenn dort die Rede davon ist, wie Villars den Weg der Milde einschlagen will, und wie dies dem Intendanten so überraschend, so außer seinem ganzen Anschauungskreise liegend ist, daß er es zunächst gar nicht fassen kann:

„Marschall, nicht recht begreif' ich euch, was meint
„Von Gnade ihr für Ketzer und Empörer!?" (Se I, 1)

so wird man unwillkürlich daran erinnert, daß auch in der Novelle Basville auf die ihm gegenüber geäußerte Meinung, man werde bei der Ankunft eines anderen Generals, als Montrevel es ist, hoffentlich einmal das System übertriebener Strenge und Grausamkeit aufgeben und versuchen, was Milde vermöge, nur die von völliger Verständnislosigkeit für solchen Vorschlag zeugende Antwort hat: „Das kann kein guter Unterthan dem König rathen" (N 162). —

Wenn nach Tiecks Darstellung der Marschall von Montrevel unwillig darüber erscheint, daß er sich mit einfachen Bauern herumschlagen muß, während andere Generale im Kampf mit Prinz Eugen und Marlborough sich Ruhm und Lorbeer holen; wenn er, statt einen entscheidenden Schlag zu führen, seine Soldaten im kleinen Krieg gegen die Camisards kämpfen läßt, wobei die Königlichen fast stets den kürzeren ziehen; wenn er desto mehr Erfolge durch Grausamkeit zu erzielen strebt, so entspricht diese Schilderung ebenso den historischen Berichten, wie die andere Angabe, daß der Marschall sich unterdessen Zerstreuung bei den Damen suche. Basville behauptet, Montrevels ganze persönliche Tapferkeit sei nur Eitelkeit, darauf berechnet, „die Närrinnen in sich verliebt zu machen." Einmal liegt er in den Banden des Fräuleins von Castelnau, die ihn mit seinen galanten Neigungen verspottet: „So ist Ihnen wohl eine Geliebte untreu geworden? Trösten Sie sich, es bleiben Ihnen noch genug"; ein andermal bringt er „ziemlich merklich" der Frau von Andrecy seine Huldigungen dar, wie er denn überhaupt „seine Liebschaften

zu wenig verbirgt.“ Im geselligen Kreise ist er als feiner, artiger, liebenswürdiger Mann beliebt, dessen geistreiche Einfälle alle in die beste Stimmung bringen. — Zug für Zug können wir auch dieses Bild aus den Quellen zusammenfügen. C (II, 4, 14) schildert den Marschall als hart und blutgierig, daneben doch auch wieder nachlässig und weibisch: „Er zwang die Camisarden selbst dazu, Grausamkeiten zu begehen, und kämpfte doch nur lässig gegen sie ... selten in offener Schlacht ... fast immer nur auf kleinen Zügen. Seine Vergnügungen schläferten ihn über die Gefahr ein. Seine Sorgen teilten sich zwischen Kampf und Liebe, und böse Zungen ließen ihn in dieser mehr Eroberungen machen und Heldentaten vollführen, als in jenem.“ Und übereinstimmend berichten C (II, 55), Tr (II, 227), und Br (II, 261), daß es dem Marschall keine Ehre geschienen hätte, gegen Haufen Gesindels zu kämpfen; daß es ihm zuwider gewesen sei, seinen Ruhm von ihnen gefährdet zu sehen, und daß diese [auch in Sg (I, 2) und Se (I, 1) übernommene] Abneigung eine nur nachlässig betriebene Verfolgung der Camisards gezeitigt hätte. —

Als sehr gespannt schildert die Novelle Montrevels Verhältnis zu Basville. Dieser sieht in ihm erst den eigentlichen Erreger des Unheils, „ohne den dieser Aufstand nie ein Krieg geworden wäre.“ Er tadelt seine Liebeshändel, seinen Mangel an energischem Vorgehen, der zur Folge habe, daß der König fruchtlos seine Armeen opfere und die Rebellen nur immer hartnäckiger werden; er berichtet in diesem Sinne über ihn nach Hofe. Und Montrevel vergilt ihm diese Gesinnung. Er bittet ihn zu Tisch und hat ihn neben sich zu sitzen, eine Aufmerksamkeit, die er „seiner Stelle, wenn auch nicht ihm“ schuldet;

er redet abfällig vom Einmischen des Bürgervolks in den Krieg und streift dabei mit einem Seitenblick den Intendanten, auf dessen Anregung hin sich solche Compagnien von Bauern und Bürgern gebildet haben, die mehr schaden als sie nützen, den Dienst und den Krieg nicht verstehen und die Empörer, die nur der Soldat dämpfen kann, stark und übermütig machen (N 129).

Genau so ergab sich dem Dichter das Verhältnis aus den Quellen. C (II, 199, 201) schreibt sogar die Rückberufung des Marschalls einem Racheakt Basvilles zu, der von Montrevel beleidigt und sehr hochmütig behandelt worden sei und nun dem Hofe berichtet habe, jener gebe sich lieber mit galanten Händeln als mit dem Kriege ab. Der Marschall, hiervon unterrichtet, sei fortan seinerseits darauf bedacht gewesen, den Intendanten herabzusetzen, wo es irgend angängig gewesen. Auch Tr (I, 309; II, 230) betont das schlechte Einvernehmen zwischen beiden, das in Sg (I, 2; III, 2; V, 2) gleichfalls zum Ausdruck kommt. —

Der Oberst Julien hat den reformierten Glauben abgeschworen und ist zum Katholizismus übergetreten. Die Camisards hassen deshalb den „Abtrünnigen“, wie sie ihn nennen, und haben ihm den Untergang geschworen. Doch ist gerade er ihnen am wenigsten feind; den grausamen Plänen Basvilles und Montrevels entgegen weist er darauf hin, daß doch den Unglücklichen nicht ohne alle Rücksicht begegnet werden dürfe, und von der bevorstehenden Ankunft eines neuen Befehlshabers an des Marschalls Stelle erhofft er den Versuch, mit Milde etwas bei den Aufständischen auszurichten. — Das möchte als Ab-

weichung von den meisten Quellenberichten auffallen, die Julien als erbitterten Gegner der Camisards hinstellen, der erbarmungslos die Rebellen niedermachen läßt, von dem der Plan zur Vernichtung der Cevennendörfer ausgeht, und dem die tatsächlichen Verwüstungen immer noch nicht groß genug erscheinen (Br II, 71, 94/5, 224/5; L VIII, 227; Tr I, 154, 324; II, 252). Aber Tieck fußt auch hier auf einer historischen Grundlage, denn C (I, 164, 189) stellt, im Gegensatz zu allen anderen Berichten, die Langsamkeit, mit welcher der tapfere und tüchtige Offizier gegen die Camisarden vorgegangen, so dar, als habe er insgeheim damit den Zweck verfolgt, seinen einstigen Glaubensgenossen zu helfen; jedenfalls habe sie ihnen zum Nutzen gereicht. Und wenn Julien stets der Meinung gewesen sei, man dürfe die Truppen des Königs nicht tollkühn auf das Spiel setzen, so habe diese Klugheit den Aufständischen Zeit gegeben, sich zu besinnen, selbst vorzugehen und erfolgreiche Angriffe auszuführen. Ebenso wird (a. a. O. I, 249/50) betont, daß Julien gegenüber den Vernichtungsplänen Basvilles von Anfang an die Ansicht vertreten habe, daß dieses Mittel gefährlicher sei als das Übel, dem man damit steuern wolle und das man dadurch nur unheilbar machen werde. — Daß Julien von reformierten Eltern abstammte und erst später zum Katholizismus sich bekehrt habe, berichten alle Quellen; den Ausdruck „der Abtrünnige" fand Tieck bei M (75) dem Obersten von den Camisarden gegeben. —

Neben diesen Bevollmächtigten des Königs stehen nun die Anführer der Bürgertruppen. An erster Stelle ist der Eremit von Saumiere zu nennen, ein alter Hauptmann,

der das Einsiedlerleben wieder aufgegeben hat und, einer Regung seines alten Soldatenbluts folgend, mit in den Kampf gezogen ist. — Die Quellen (C II, 122; Br II, 242; Tr I, 266) wiesen Tieck, daß dieser Eremit ein Edelmann aus Dauphiné, namens la Sagiote (Tr anders: la Fayole) gewesen sei, der lange als Hauptmann im Dienst gestanden, dann die Kutte genommen und sich in eine Einöde bei Saumiere zurückgezogen, später aber, im Alter von schier 60 Jahren, das Mönchskleid wieder abgelegt hätte und in den Kampf gezogen wäre. Und wie C (II, 125, 128) erzählt, daß nunmehr seine Gottergebenheit sich in Barbarei verkehrt, daß er keinen Pardon gegeben und weder Frauen noch Kinder geschont habe, so weiß auch Br (II, 244/5) zu berichten, daß er den Camisards als einer der furchtbarsten Gegner erschienen sei, und daß Cavalier unter der Androhung, er werde sonst in Zukunft alle ihm in die Hände fallenden Katholiken töten lassen, den Gouverneur von Nismes aufgefordert habe, den Grausamkeiten des Eremiten ein Ziel zu setzen: Züge, die sich bei Tieck wiederfinden, wenn Cavalier berichtet, daß man von dem „entsetzlichen Eremiten" unerhörte Grausamkeiten erzähle, daß er das Mitleid nicht kennen und seine Freude am Würgen haben solle (N 108, 113). —

Der junge Clement, der die Bürgermiliz von Nismes anführt, und der Pfarrer von St. Sulpice sind nicht auf bestimmte geschichtliche Vorbilder zurückzuführen. Doch waren streitbare Geistliche keine vereinzelten Erscheinungen; neben dem Pfarrer von St. Laurent, dessen schon als möglichen Vorbildes für die Taten des Geistlichen von St. Sulpice gedacht war (cf. S 70), weiß C (II, 127) auch noch

von einem andern, dem Priester von St.-Géniés, zu vermelden, daß er auf die Camisards geschossen habe. — Daß des Pfarrers Furcht vor seiner eigenen Gemeinde wohl auf eine entsprechende Stelle im Hirtenbrief des Bischofs von Nismes zurückzuführen ist, war schon erwähnt und ebenso darauf hingewiesen worden, daß seine gleichzeitig mit der des Bürgermilizenführers erfolgende Gefangennahme und nachherige Freilassung möglicherweise aus einem Bericht in Tr (II, 125) stammen könne (cf. S 107). Übrigens erkennen wir unschwer eine Verwertung der Gesinnung von Br (II, 239) in der Art, wie der Pfarrer des Eremiten Grausamkeiten zu entschuldigen beflissen ist: „Man sagt ihm nach, daß er es so genau nicht nimmt, sondern nach Gelegenheit Freund wie Feind behandelt und schon manchen Altkatholischen geplündert oder ins Gras gestreckt hat. Je nun freilich, kommt es erst so mit allen Gemüthseigenschaften zum Handgemenge, so ist nicht mehr so genau Acht zu geben, ob auch zu viel geschieht; er hat gewiß seinen Rosenkranz vorsichtiger abgebetet, als er jetzt das Todtschlagen abzählen kann“ (N 95). —

Wir wenden uns der Partei der Camisarden zu. Roland, Cavalier, Catinat, Ravanel und Castanet sind genauer ausgestaltet, Abraham Mazel, Clary, Salomon, Duplant, Marion mit allgemeineren Zügen bedacht: sie alle sind in den Quellen namentlich erwähnt und z. T. ausführlich charakterisiert. Einige bei Tieck auftretende, frei erfundene Nebenfiguren, wie der Kohlenbrenner Eustach, der junge Etienne, Constant, Bertrand, Degran sind nur ganz obenhin gegeben und mit landläufigen Namen belegt. —

Cavalier erscheint in der Novelle als Jüngling, dem man kaum sechzehn oder siebzehn Jahre geben möchte. Auf einem schwächlichen Körper sitzt ein schmales, freundliches Gesicht mit blauen Augen; hellblonde Haare schmiegen sich um die weiße Stirn. Die jugendliche Gestalt macht in ihrer Schüchternheit fast den Eindruck eines verkleideten Mädchens. So größer ist die Komik dann, wenn der humoristisch gefärbte Musikus (N 265) von seinem Traumgesicht erzählt und Cavalier als einen Kerl beschreibt, der noch einen Kopf höher sei als er selbst, breit, kräftig, mit Muskeln wie ein Herkules, und einem Schnauzbart, den er sich zweimal um den ganzen Kopf wickeln konnte, „was er auch manchmal that, um desto gräßlicher auszusehen.“ —

Der Camisardenführer, so hören wir, hatte in der Jugend Schweine gehütet, war dann Hirt bei einem „guten, alten Edelmann“ geworden und später bei einem Bäcker in St. Hippolite in die Lehre getreten, bis ihn das Unglück des Landes in die Reihen seiner Brüder gerufen hatte. Er genießt das Vertrauen aller Krieger, die lieber mit ihm als mit Roland ziehen. Ruhigen Blutes bleibt er, ob ihn gleich Tausende von Feinden umringen, und das Glück ist ihm meist hold. Allen Grausamkeiten feind, rät er stets zu Schonung und Milde. Er ist voll festen Glaubens an die Wunderkraft der Weissagungen und gehört ja auch selbst zu den Inspirierten.

Keinen Zug weist dieses Bild auf, der nicht aus den Quellen genau zu belegen wäre. C (I, 208 f), in deren Darstellung sich Cavalier mit einer kühnen Tat vor dem Feinde einführt, betont, daß „dieses Kind“ — denn anders habe er nicht ausgesehen — sich binnen kurzem das

Vertrauen der Streiter erworben habe, mit den wichtigsten Unternehmungen betraut worden sei, fast überall die Königlichen geschlagen oder vielmehr vernichtet, und selbst dann, wenn er einmal im Nachteil gewesen, doch immer noch einen Ausweg gewußt habe, der ihn fast als Sieger hätte erscheinen lassen. Es heißt dann weiter, daß der blonde und schmächtige, demütig blickende Jüngling, der mit seiner kleinen, zarten Figur fast etwas weibisch gewirkt habe, als Sohn eines Bauern in der Umgebung von Alais geboren sei, in seiner Kindheit die Schweine im Dorfe Ribaute gehütet, dann Hirtendienste in Vésénobre genommen und späterhin das Bäckerhandwerk in Anduze gelernt und es zu der Zeit, da der Cevennenkrieg ausgebrochen, in Genf ausgeübt habe. Dort sei er wegen eines durch sein Versehen entstandenen Schadens am Backofen von seinem Meister arg gezüchtigt worden — eine Bemerkung, die Tieck aufnimmt, wenn er Cavalier erzählen läßt, daß er — freilich in St. Hippolite — allen Druck eines Lehrburschen erdulden mußte, und daß sein Lehrherr ihn aus geringer, oft aus gar keiner Ursach schlug und ihm sein Haar zerraufte (N 224). — Er habe auf die Kunde von den Ereignissen in der Heimat den Entschluß gefaßt, dorthin zurückzukehren, und sich seinen Brüdern angeschlossen. — In allen wesentlichen Punkten decken sich die übrigen Quellen mit diesen Angaben. Abweichend nennt Tr (I, 84, 93) als Cavaliers Geburtsort Ribaute, abweichend gibt ihm Br (II, 61) zur Zeit seines ersten Auftretens schon etwa 24 Jahre, während C ihn nur als 16 bis 17 Jahre alt hinstellt, und tendenziös läßt er ihn auch «pour crimes» nach Genf geflohen sein, während er in Wirklichkeit nur dort sein Bäckerhandwerk übte,

um von der religiösen Bedrückung frei zu sein, die ihm daheim beschieden gewesen wäre. — Wie er milde gegen die Gefangenen verfuhr, wie er auch als erster zur Lossprechung Catinats riet, war früher schon zu erwähnen gewesen; auch seiner Geschicklichkeit in der Kriegsführung und seiner Prophetengabe ward bereits gedacht. Es möchte noch ein Hinweis darauf erfolgen, daß Tr (III, 91) später einmal berichtet, die Neubekehrten in Languedoc hätten immer auf die Rückkehr Cavaliers gehofft und gesagt, wie Gott sich, sein Volk aus Egypten zu retten, des Hirten Moses bedient, oder wie er David, wiederum einen Hirtenknaben, erkoren habe, Goliath zu erlegen, so könne er wohl auch Cavalier erwählen, um in Frankreich die wahre Religion wieder herzustellen. Wir erinnern uns dabei, daß in der Novelle Eveline den Cavalier mit David vergleicht, was freilich nicht notwendig auf die Angabe in Tr zurückzuführen ist: liegt doch der Vergleich an sich nicht fern, erklärt ihn doch später Edmund für sehr passend, als er Cavaliers Jugendgeschichte gehört hat, und gedenkt doch z. B. auch Schillers Mädchen von Orleans, die Hirtin, daran, daß Gott zu Mosen auf des Horeb Höhen im feurigen Busch sich flammend niedergelassen und ihm vor Pharao zu stehn befohlen, und daß er den frommen Knaben Isais, den Hirten, sich zum Streiter ausersehen habe. —

Roland, ein schlanker Mann von mittleren Jahren, aus dessen von großem Backenbart beschatteten Gesicht hellbraune Augen leuchten, hat unter den Camisarden unumstritten die leitende Stellung. Der Umstand, daß er eine Zeitlang bei den königlichen Truppen gestanden, gibt ihm

größere Erfahrung und Umsicht. Seinem Befehl gehorcht die ganze Streitmacht der Camisarden, und er nutzt die Macht aus, um Milde und Gerechtigkeit zu üben. Er fühlt sich bei allem, was er tut, doch stets als guter Franzose und treuer Untertan des Königs, bereit, Gut und Blut für ihn einzusetzen, sobald die Bedrängnis der Gewissensfreiheit nicht mehr bestehe. Für seinen Glauben kämpft er in einem heiligen Krieg, hinter dem alle anderen Rücksichten zurückstehen, in dem vor allen Dingen keine persönlichen Motive, der großen Sache schadend, sich geltend machen. —

Für dieses Bild des Camisardenführers wird im wesentlichen C (I, 186) als Quelle anzusprechen sein, die — übrigens in Übereinstimmung mit Tr (I, 78) — Roland als schönen, großen, wohlgeschlachten Mann mit schwarzem Haar, mit männlichen Zügen schildert, der bei der Übernahme des Befehls über die Aufständischen noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt war, und die dann, zusammenklingend mit Br (I, 331 f), dessen denkt, daß er als Soldat in einem Dragonerregiment sich allerlei vom Kriegeshandwerk angeeignet habe, so daß sich seiner überlegenen Einsicht die anderen Führer gern untergeordnet hätten. C hebt dann weiter hervor, daß er ohne alle selbstischen Interessen lediglich seiner Partei zu dienen bestrebt gewesen sei, und daß sein unternehmender, kühner, verwegener und dabei doch bedachter Sinn und seine persönliche Tapferkeit ihn als geborenen Kriegsmann hätten erscheinen lassen. Übrigens allen anderen unzugänglich, habe er nur vor Cavalier kein Geheimnis gehabt (C I, 225).

Für seine Stellungnahme zu den Propheten, über die Tieck ihn im Gespräch mit Flotard sich äußern läßt, darf als grundlegend gelten, daß er laut Bericht in C (II,

44/5) nicht viel von ihren Weissagungen gehalten habe und ihnen nur aus Klugheit gefolgt sei. Alles, was er ihrem Enthusiasmus zugestanden habe, sei gewesen, daß ihre Siegesverheißungen dazu gedient hätten, das Vertrauen und den Eifer wach zu halten, mit dem seine Leute sich auf jede Unternehmung geworfen hätten. —

Catinat und Ravanel werden bei Tieck als eifernde, zu Grausamkeiten nur zu leicht geneigte Männer hingestellt, außer stande, ihre wilden Begierden zu bezähmen. Der eine, ein großer Mann mit ungeheurem Knebelbart, gleich Roland ehemaliger Soldat, hat seinen Namen vom Marschall Catinat angenommen, unter dem er gedient. Der andere, Ravanel, ein kleiner, schwarzer Kerl mit finsteren Blicken, ist mit ihm in Freundschaft fest verbunden.

Wieder ist hierin engster Anschluß an die Vorlagen zu gewahren, die übereinstimmend der Grausamkeiten Catinats (mit dem wahren Namen Abdias Morel) gedenken (z. B. Tr II, 266; V 166; Br II, 310/1). Wenn er sich in der gegen ihn geführten kriegsgerichtlichen Verhandlung bei Tieck damit entschuldigt, daß er gewissermaßen unter einem inneren Zwange handle, dem er nicht zu widerstehen vermöge, so mag dabei auf eine Stelle bei Br (II, 312) verwiesen sein, laut welcher Catinat der Angabe, er habe so und so viele Metzeleien und Brandstiftungen begangen, hinzufügt, daß er es hätte tun müssen. — Noch grausamer als er (den übrigens M, anders wie Tieck, gleich Roland [cf. Br (I, 337) und Tr (I, 64)] unter den Inspirierten aufführt) ist Ravanel, von Br (II, 343) als kleiner, hagerer, schwarzer Mensch geschildert, mit

dem es unmöglich gewesen sei, auszukommen. Das bestätigen auch die anderen Quellen.

Für sein wütend Eindringen auf Edmund Beauvais fand Tieck einen Anhalt in Tr (III, 29). Dort beginnt, zugleich mit einem Abgesandten der Regierung, der zu den Camisards reden will, einer ihrer Prediger zu sprechen. Einer will den letzteren warten heißen, doch eilends stürzt Ravanel auf ihn zu, ruft wütend, man solle nicht den Prediger hindern, Gottes Wort zu künden, und führt zugleich einen Schwerthieb nach dem Arm des andern. —

Wenig bleibt von Castanet zu sagen. Br (I, 332; II, 158) läßt ihn „eher wie einen jungen Bären, denn wie einen Menschen“ aussehen — das ist alles, wonach sich etwa Tieck das Bild des „stämmigen, kurzbeinigen Prophetenmenschen“, des „kleinen, dicken Sturzels“ zurechtgemacht haben könnte. — Seiner Predigtgabe ist in den Quellen (Tr I, 77; Br I, 333, II, 156; M 22, 34) gedacht; und nennt die Novelle (273) Marion als Schüler Castanets, dem er seine Bekehrung zu danken habe, so ist hierfür auf dessen Erzählung von seinem Übergang zu den Camisards zurückzuverweisen, die nach M (72) ebenfalls im Anschluß an eine Predigt Castanets erfolgte. —

Dem, was von Abraham Mazels mit der des ganzen Krieges enge verknüpfter Geschichte an mehreren Orten zu sagen war, bleibt zu näherer Charakterisierung nichts hinzu zu fügen; und von Clary, Salomon, Duplant [Des Plans] ist kaum mehr als der Name und die Begabung des Weissagens aus den Quellen übernommen. —

Bei den Camisarden weilen, wie Tieck berichtet, zwei Edelleute, die wegen ihres Leichtsinns und ihrer schlechten Streiche in Nismes in allgemeine Verachtung versunken waren. Sie „waren nichts anders gewesen, als was man im gemeinen Leben liederliche Brüder zu nennen pflegt; sie hatten endlich, Schulden wegen, entweichen müssen, und schienen nur aus letzter Noth die Gemeinschaft dieser religiösen Bergbewohner gesucht zu haben,“ deren Blicke und Mienen sie nun tunlichst nachzuahmen suchen. — Zweifellos sind sie identisch mit den schon früher als Spione des Marschalls genannten St-Chattes und Boucaru, welche C (II, 204) auch auf Grund ihres Lotterlebens schließlich ihre Zuflucht zu den Camisards nehmen läßt, wo sie sich sehr eifrig mit Beten zu befassen scheinen und eine große Frömmigkeit zur Schau tragen, die ihre neuen Genossen über den wahren Charakter der beiden Gesellen täuscht. — Des einen, St. Chattes, gedenkt — neben Tr (I, 326) — auch Br (II, 146, 167, 213) in einer im wesentlichen dem Bericht in C entsprechenden Weise, natürlich nicht, ohne, seiner ganzen Tendenz gemäß, des Edelmannes Übertritt zu den Camisards als Torheit zu verdammen, seine nachmaligen Verrätereien an den Aufrührern aber als ganz regulären Weg zu betrachten, seine „Fehler“ wieder gut zu machen. — Sehr eingehend befaßt sich Sinclair (Sg II, 2; IV, 2; V, 2) mit den beiden, und der Art, wie er sie einführt, als sie eben den Entschluß fassen, zu den Aufständischen zu gehen, entspricht die von Tieck nach derselben Quelle (C) gegebene Charakteristik durchaus:

Boucaru.

„ alles, verlohren ist's.
„Nur am Verlust zählen das Gute wir.

„Geburt und Stand, und Ehr' und Geld ist hin.
„Was blieb uns noch, als Reu' etwa und Spott?

Saint-Chattes.

„Nur eine Art des Glücks noch weiß ich mir,
„Und das ist auch die einz'ge ganz gewiß,
„Die Rach' und zu vergelten alle Noth,
„In Bluteslust vergelten Noth und Schmach.

Boucaru.

„Du öffnest dem Entschluß die Seele mir.
„Komm', izt, wo in dem Land die Schaaren ziehn,
„Die es mit Schreck' erfüllen, und mit Furcht,
„Laß herzhaft uns in ihre Reihen gehn!

Saint-Chattes.

„Für wahr, du lösest meinen Wunsch mir auf.
„Der Rath ist gut, hin zu den Camisards!

Boucaru.

„Doch fromm sind sie, das einz'ge was mir nicht
„Gefällt an dieser auserlesnen Schaar,
„Und dies hab' ich so sehr verlernt, daß ich
„Mir nicht einmahl zu heucheln es getrau'.

Saint-Chattes.

„Das Beispiel würket viel, die Uebung auch,
„Doch dieses bleibt beschwerlich allemahl,
„Versuchen wir's und wenn's uns nicht behagt,
„Dann giebt es andren Zeit, und andren Rath.

Boucaru.

„Nun dann auf gut Glück zu den Camisards!"

Nicht ersichtlich ist, warum bei dieser ganz offenbar genau nach den Quellen gegebenen Zeichnung der beiden Tieck Veranlassung genommen hat, sie unter anderen Namen einzuführen und als Cäsar und Mark-Anton auftreten zu lassen. Sollte ihn der Gedanke an Shakespeares Antonius, der „gerne schwärmt' des Nachts", und den es „zu Tollheit, Lustbarkeit und viel Gesellschaft" zog, bei dieser Namengebung beeinflusst, ihn bestimmt haben, den Freund und Genossen Mark-Antons nun eben nicht anders als gerade Cäsar zu heißen? —

Historisch ist endlich auch der junge Vila nachweisbar, der zur Partei der Camisards übertritt. Br (III, 470ff) gedenkt seiner als eines wohlgebildeten, jungen Mannes aus guter, in St. Hippolite ansässiger Familie, und Tr (III, 142) tut auch des Umstandes Erwähnung, daß er der Sohn eines Arztes war — Dinge, deren sich Tieck bedient, wenn er den alten Doktor über seinen Sohn erzählen läßt, daß die Mutter, die Basen, die Bekannten, die ganze Stadt St. Hippolite ihn nicht so schnell hätte gehen lassen wollen (N 147). Und auch des Alten Rede vor Gericht: seine Phantasie zeige ihm immer sein unglücklich Kind auf dem Hochgericht, wie es die ausgesuchtesten Martern erleide (N 240), ist wohl aus dem Hinblick auf des jungen Vila späteren unseligen Ausgang entstanden.

Dagegen steht nur noch in sehr losem Zusammenhang mit den geschichtlichen Quellen das Fräulein von Castelnau. — Br (II, 376ff) stellt die Tochter eines hugenottischen Edelmannes, de Cornely, als Geliebte Rolands hin, den sie im Schlosse zu Castelnau empfängt, und dieselbe Rolle teilen ihr V (209) und Se (IV, V) zu. So ist also von Tieck offenbar nur der Umstand, daß überhaupt ein Fräulein von Castelnau existierte, und daß sie den Camisards freundlich war, übernommen worden. —

Übrigens glaube ich, daß Christine, die nach Tiecks Plan in der Fortsetzung der Novelle auch wieder auftreten sollte, am Schluß des Fragments identisch mit jenem rätselhaften Burschen ist, der Edmund das Leben rettet und nachher bei dem alten Beauvais und Evelinen bleibt. Dieser Martin, dessen äussere Erscheinung des öfteren als auffallend jugendlich und noch ganz unmännlich geschildert

wird, sagt: „Im Gefecht zeigte Ihr Sohn mir Sie“ (N 268). Wie sollte Edmund dazu kommen, im Kampfe plötzlich einen Fremden auf den Vater hinzuweisen? „Vila sprach von Ihnen“. Wie sollte derselbe Fremde dazu kommen, so sans gêne von dem Arzt zu sprechen, wäre ihm dieser ganz unbekannt? Woher wüßte er dann Vilas Namen? „Sie bedürfen einer liebenden sanfteren Pflege, als diese Menschen hier mit allem guten Willen Ihnen schenken können.“ Woher sollte er sich die Fähigkeit zu dieser „sanfteren Pflege“ zuschreiben, wenn er wirklich ein Mann wäre? Im Sinne meiner Vermutung verstehe ich auch Martins Verhalten zu Evelines Vorschlag, sie zu heiraten: „Da lachte er ganz laut ... darauf wurde er wieder ganz ernsthaft, seufzte und küßte mich auf die Stirn. Das, denk' ich, ist Antwort genug“ (N 325). Endlich: Martin wird neben Beauvais' Kammer im oberen Stock untergebracht. An den Fenstern dieser Räume glaubt Edmund im Vorbeigehen mit Watelet (N 345) seinen Vater, Evelinen und Christinen zu sehen. Wie sollte diese sonst daher kommen, wenn sie nicht selber jener Martin wäre? Und so außer dem Bereich aller Wahrscheinlichkeit ist es ja nicht, daß sie in dieser Verkleidung der Rache des abgewiesenen Montrevel entgehen, zugleich aber dem Geliebten und seinen Angehörigen und der Sache der Protestanten dienen wollte. Es darf dabei vielleicht an ähnliche Fälle von in den Befreiungskriegen als Soldaten kämpfenden, tapferen Mädchen erinnert, wohl auch darauf hingewiesen werden, daß Villars' Memoiren, allerdings offenbar auf Grund eines Mißverständnisses, berichten, man habe nach einer Schlacht unter den toten Camisarden eine ganze Zahl als Männer verkleideter Frauen gefunden[20]. —

Es ist aber auch keineswegs ausgeschlossen, daß literarische Vorbilder hier mitgespielt haben: mußte doch das Motiv vom verkleideten Mädchen dem Dichter sowohl aus seiner Beschäftigung mit Shakespeare („Two Gentlemen of Verona“, „Merchant of Venice“, auch „Twelfth-Night“, „As You Like It“, „Cymbeline“), als auch aus seiner Kenntnis der spanischen Komödien (z. B. Rosaura-Episode in Calderons „La vida es sueño“) wohlbekannt sein.

Zu eingehenderem Anschauen der weiteren literarischen Einflüsse, denen Tieck hin und wieder in seiner Novelle unterliegt, leitet die Betrachtung von Christinens Verhältnis zu Edmund Beauvais hinüber. Es scheint sehr naheliegend, auf die Ähnlichkeit dieser Beziehung mit der von Schillers Rudenz und Bertha hinzuweisen. — Wie Attinghausen als Motiv für des Junkers Neigung zu des Kaisers Dienst seine Liebe zu Bertha von Bruneck, ansieht, der Meinung Raum gibt, daß sein Uli nur durch das Ritterfräulein angelockt werden solle, von seinem Lande abzufallen, so findet auch der alte Beauvais in Edmunds leidenschaftlicher Liebe zu Christinen den Grund zu seiner stets zunehmenden bigotten Schwärmerei. Und hier wie dort ergibt sich diese Ansicht als falsch, erweist sich, daß das geliebte Mädchen nicht der Partei anhangt, der man sie beirechnet, sondern mit ihrem ganzen Herzen den Unterdrückten zugehört. Hier wie dort endlich vollzieht sich dann auch des Jünglings Übergang von einer Partei zur andern nicht ohne daß er anfänglich auf das Mißtrauen seiner neuen Freunde — hier der Camisards, dort der Schweizer Bauern — stößt, die seines früheren Hochmuts sich entsinnen, ob er sich nun, wie bei Rudenz,

im Ablehnen des gemeinsamen, mit den Knechten geteilten Frühtrunks äußerte, oder, wie bei Edmund, darin, daß der ungehalten ward, wenn sich ein einfacher Mann wie der Kohlenbrenner Eustach erlaubte, mit dem kleinen Fräulein Schwester ein wenig zu sprechen und zu spaßen, ihr hübsche Steinchen oder mal einen großen, wilden Vogel zu bringen. —

Stärker ist der Einfluß Shakespeares, wie das bei Tiecks immer wieder erneuter Beschäftigung mit den Werken des Briten nahe genug lag. Minor weist in seiner trefflichen Abhandlung über Tieck als Novellendichter darauf hin, wie stark in der Charakteristik das Mimische hervortritt; er vergleicht die Ankunft der aus ihren Wohnsitzen Vertriebenen bei Roland mit den Szenen des John Cade im „Heinrich VI.“; er erinnert daran, daß hier wie dort der stark hervortretende Schuhflicker nicht fehlt; er findet in der Art, wie Roland seine Leute zu begeistern sucht, Anklänge an Heinrich V.; und er vergißt natürlich auch nicht, der radebrechenden Wirtin Erwähnung zu tun, deren vis comica in der Verdrehung aller möglichen Fremdwörter liegen soll. Weislich bezeichnet er sie als eine Übertreibung ähnlicher Shakespearischen Charaktere. Und diese Übertreibung dient der Gestaltung der guten Frau Barbe nicht zum Vorteil. Mit Recht weist deshalb, gleich anderen zeitgenössischen Rezensenten[21]), schon der Kritiker der Halleschen Allgemeinen Literatur-Zeitung, der im April 1827 die Novelle einer eingehenden Betrachtung (Spalte 769—775) unterzieht, darauf hin, wie fast immer die Bestrebung mißglücke, das Radebrechen der Sprache im Munde gemeiner Leute zu komischen Wirkungen zu benutzen. Er wirft die Frage auf, welcher

Leser von Geschmack darüber lachen könne, daß die Frau Barbe z. B. die Camisards „Cameelsarten“ nennt, daß sie statt „eine Alliance schließen“ sagt: „eine Aalgans verfertigen“, daß sie die misère in das „Miserere“, die Medicamente in „Misikamente“, die égards in „Ehegars“, den Virtuosen in „Viertosen“, die Rezepte in „Rehceppe“, die Latwerge in „Latterwerke“ und den Enthusiasmus in „Enthasten-Mus“ verwandelt, zumal, wenn sich ergibt, daß die selbe Frau Barbe, welche die Camisards zu Cameelsarten macht, es an früherer Stelle recht gut weiß, daß sie Camisarden heißen. Und er fährt fort: „Auf der Volksbühne mag so was gehen, in der beliebten Preciosa nimmt die Gallerie mit der Wörter-Verderberey des lahmen Gracioso vorlieb; aber auf dem Papier thut das wenig Wirkung, und wenn die sprechende Person nun gar aus den gangbaren Wörtern ihrer Muttersprache, von der wir vergessen sollen, daß sie dieselbe so eben spricht, Fremdwörter macht, welche an die ihr angedichtete Muttersprache des Autors mahnen; so wird das Radebrechen völlig abgeschmackt und kindisch.“

Der selbe Kritiker findet es befremdlich, daß Tieck bei seinem so langen und so eifrigen Studium des Shakespeare sich nicht wenigstens das von ihm angewöhnt hat, was man das Leben der Gesprächsform nennen könnte; und wenn auch das nicht, warum dann nicht wenigstens etwas von der Haupttugend, in welcher vorzüglich die Stärke von Shakespeares poetischer Diction ihren Grund hat: von der Prägnanz, der Kürze des Ausdrucks bei dem reichsten Gehalt. „Shakespeare's Gedanken fliegen immer wie Pfeile vom Bogen, und treffen um so sicherer, je

rascher sie fliegen. L. Tieck spinnt sie größtentheils aus sich heraus, wie Fäden, und schafft sie an das Ziel, wie die Spinne". —

Nun ist diese Eigenart des Dichters, die in allen seinen Novellen sich wiederzeigt, zweifellos zum Teil auf literarische Vorbilder zurückzuführen. So wenig Tieck — um dies gleich hier mit abzutun — in der Darstellung von Beauvais' altklugem Töchterlein Eveline[22]) mit dem Brauch seiner Vorgänger und Zeitgenossen zu brechen und echte Kindlichkeit statt einer bisweilen recht affektiert wirkenden Frühreife zu geben vermochte, ebenso wenig konnte er auch in der Gesprächsgestaltung von einer Technik abkommen, wie sie sich ganz in der selben Weise z. B. in Goethes Romanen und Novellen findet. Zum andern aber mag sich namentlich für den „Aufruhr" die Rüge des Hallenser Rezensenten damit abwehren lassen, daß Tieck in seinem Bestreben, den Bezug auf die Gegenwart nicht fortzulassen, heranzutreten an die religiösen Fragen seiner Zeit, notwendig einer etwas lehrhaften Dialogführung sich hingeben, seinen Figuren Gelegenheit bieten mußte, des Dichters eigene Ansichten aus Vergangenheit und Gegenwart ebenso wie die Meinungen der Gegenpartei in langen Reden darzutun, deren gleichmäßigen Fluß eine zur Erzielung größerer Lebendigkeit geschaffene öftere Unterbrechung gehemmt, deren Deutlichkeit eine zu größerer Prägnanz verdichtete Ausdrucksweise vielleicht verdunkelt hätte. — Diejenigen Personen nun, welche dem angedeuteten Zweck dienen sollen, sind in erster Linie der Pfarrer Watelet und der alte Herr von Beauvais, frei erfunden im Gegensatz zu den historischen Personen, aber aus des Dichters eigenstem Erleben gestaltet. —

Wie der alte Pfarrer Watelet (N 302/3) den Eindruck schildert, den das Buch eines deutschen Mystikers auf ihn gemacht, so war es Tieck selber mit den Schriften Jakob Böhmes ergangen. — Edmund Watelet nimmt es von seinem Hofmeister an, der Poesie eine göttliche Verehrung zu widmen. Nicht minder geht von jenem auf ihn der Hang über, die verschiedensten Parteien der christlichen Kirche zu verspotten. Da kommt ihm just von der Seite einer jener verhöhnten Sekten her die Erleuchtung. „In einer deutschen Stadt nahm ich aus Uebermuth das Buch eines deutschen Mystikers aus dem Buchladen in meine Wohnung, um in Ermanglung einer witzigen Posse mich hier am Wahnsinn, dem Abgeschmackten und der Tollheit spottend zu ergötzen. Ohne es zu wissen, hatte ich den Feuerbrand in mein Haus getragen, der bald alle diese Gebäude des Hochmuths und weltlichen Frevelsinns in Flammen setzte. Ich blätterte, las und lachte, las wieder und fand die Albernheit wenigstens poetisch. Das Buch ließ mir keine Ruhe, es zog mich zu sich, es quälte mich, und ich mußte mir bald zu meiner Beschämung gestehen, daß es Zusammenhang, Kraft und Geist enthalte, daß es mich belehre, und daß dort Gärten, Blumen und Bäume der Liebe blühten, wo ich nur eine dürre Wüste gesehen hatte. Die Ahndung ergriff mich, daß doch wohl ein anderer Gott die Welt regiere, als der, den ich in meiner schwärmenden Naturbetrachtung, oder in meiner Poesiebegeisterung hatte finden und im Taumel des Leichtsinns erkennen wollen".

Man vergleiche mit dieser Schilderung der Novelle (302/3) einmal jene andere, die Köpke (I 238 ff) vom Einfluß Jakob Böhmes auf Tieck gibt. „In der geltenden Fassung

des Christenthums erzogen, hatte sich Tieck ... gegen das Religiöse, gegen die hergebrachten kirchlichen Formen gleichgültig verhalten. .... Nur in der Poesie hatte er göttliche Ahnungen gefunden, welche ihm weder die Schule, noch die theologischen Systeme zu geben vermochten. ... In dieser Stimmung kam ihm ein Buch in die Hände, das diese Bewegung vollendete. Es war Jakob Böhme's „Morgenröthe". Ihre glühenden Strahlen fielen auf dunkel Geahntes, als eine andere, neue erschien in ihrem Glanze die Welt. Den Aufgeklärten galt Jakob Böhme's Name als eine allgemeine Bezeichnung religiöser Schwärmerei, verbunden mit Abgeschmacktheit, Barbarei und Aberwitz aller Art. Tieck hatte in diesen Ton spottend eingestimmt, ohne daß er eines seiner Bücher gelesen hätte. Der Geist des Widerspruchs wurde von neuem in ihm aufgeregt, als er jene Schrift in der Maurer'schen Buchhandlung fand. Er meinte darin eine Fundgrube des Witzes und Scherzes entdeckt zu haben. Doch dieser geheimnißvolle Geist ließ sein nicht spotten, und ungestraft sollte ihm Niemand nahen. Bald mußte er erkennen, daß er nicht der Herrschende, sondern der Beherrschte sei. Diese Gedankenkette ließ ihn nicht los, er mußte ihr folgen, auch wenn er nicht gewollt hätte. Er schloß mit der vollsten Verehrung und Hingebung an diesen Tiefsinn, diese ursprüngliche Philosophie, welche zugleich auch Poesie war. Nie hatte er sich mehr hingerissen und zugleich gedemüthigt gefühlt ... Sein Glaube war früher ein poetischer gewesen, jetzt ward er ein religiöser." —

Kommt hierzu noch, daß Tieck in einem Briefe an Solger[23]) (unter dem 24. III. 1817) bekennt: „Meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs fast mit frevlem Leichtsinn zu den Mystikern, vor-

züglich zu J. Böhme, der sich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte: der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich nach zwei Jahren so, daß ich von hier aus nur das Christenthum verstehen wollte“; findet sich, daß der Dichter in der Vorrede zum 11. Bande seiner bei Reimer erschienenen „Gesammelten Schriften“ ebenfalls betont, wie geblendet er von dem Glanz des innigsten, blühendsten Lebens, von der Fülle der Erkenntnis, wie erschüttert er von dem Tiefsinn, und wie beglückt er von dem Aufschluß gewesen, der sich aus diesem neuentdeckten Reiche über alle Rätsel des Lebens und des Geistes verbreitet, so wird kein Zweifel daran obwalten können, daß wir es in der Erzählung Watelets mit dem Stück einer großen Confession des Dichters zu tun haben. — Und wenn der alte Priester mit seinem echten Christentum über allen Gegensätzen steht und nicht den ganzen Inhalt eines tiefsinnigen Geheimnisses auf ein Buch, eine Redensart, ein Wort oder gar eine arme Silbe stellen und die Unermeßlichkeit der Liebe nach Gran und Skrupeln abwägen möchte, nur, um desto schneller den Bruder verdammen zu können; wenn er gerade aus der Durchdrungenheit von seiner Religion heraus es fern von sich abweist, die Andersmeinenden zu bannen und den Fluch auf ihre Häupter herabzurufen, so spiegelt sich in dieser ruhigen Abgeklärtheit Tiecks eigene Gesinnung ebenso wie in der Beurteilung, die der alte Beauvais den religiösen Streitigkeiten werden läßt. Auch dieser will, im Geiste wahrer Menschlichkeit, echter Frömmigkeit, milder Beurteilung Andersdenkender, und in der ruhigen, klaren Weltanschauung, die er sich inmitten all der um ihn her wütenden Gräuel bewahrt hat, daß das Christen-

tum in seiner vielseitigen Gestaltung kein Bedürfnis von sich abweise daß es jedem Sinn erlaubt und möglich sei, die ewige Liebe auf seine Weise und doch im Geiste der Wahrheit anzubeten. — Den übereinstimmenden Grundton der Anschauungen, die Beauvais und Watelet vertreten, und deren Ähnlichkeit Edmund besonders hervorhebt, hören wir in des Dichters eigenen Worten wieder erklingen, wenn er etwa im Rahmen einer Kritik über Steffens, die er in der „Dresdener Morgenzeitung“ vom 5. Februar 1827 veröffentlichte, sich dahin äußert, daß die Wege zum Erkennen des Höchsten nicht alle geradeaus laufen, und daß ein unfruchtbarer Haß ohne alle Liebe, ein noch so tapferes Bekämpfen eines Feindes, den man garnicht kennt, oder den man nur für ganz elend und nichtswürdig hält, wenigstens ein höchst bedenklicher Zustand sei, und der Sieg über ihn entweder gar keiner, oder ein Scheintriumph, wie manche der schwächern Cäsaren über die Germanen feierten. Und ebenso tönt es uns aus einer Bemerkung Tiecks entgegen, die Köpke (II, 253) aus den Unterhaltungen mit dem Dichter berichtet: „Das Christenthum ist darum eine so schöne Religion, weil es volle Freiheit läßt. Es kann und soll ein Jeder sein eigenes Christenthum haben, es sich zu eigen machen nach seiner Individualität. Freilich paßt nicht jede Auffassung für Jeden, und darum soll sie nicht als etwas Allgemeines hingestellt werden ... Wenn man fragt, was das Bindende und Allgemeine sein solle, so gibt es kein schöneres Band als die christliche Milde und Duldung, die mit Liebe und Hingebung die Schwächen und Einseitigkeiten des Nächsten trägt.“ — Und wenn endlich Beauvais und Watelet auch darin übereinstimmen, dass sie nicht nur die unzähligen Mirakel der

katholischen Kirche anerkennen, nicht nur da von Wundern sprechen wollen, wo sie überraschende und erstaunliche Abweichungen von der Natur und ihren Gesetzen wahrnehmen, sondern auch jene sogenannten Gesetze, ja, jede alltäglichste Erscheinung als Wunder fassen, so ist dies nur die teilweise Ausprägung eines Satzes, den Tieck in seiner Einleitung zu Novalis' Schriften über den Freund aufstellte: „Ihm war es zur natürlichen Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder begreifen wollen, war ihm wie eine liebe Heimath". Minor (a. a. O. S. 136) knüpft daran die Bemerkung, daß die erste Hälfte des Satzes Tieck zum Glaubensbekenntnis geworden, daß er überall in seinen Novellen darauf ausgegangen wäre, zu zeigen, wie das Wunder nicht im Außergewöhnlichen, nicht in der Ausnahme, sondern gerade im Gewöhnlichen, in dem Gesetze liege. Er belegt das erst mit Beispielen aus anderen Novellen und weist später (a. a. O. S. 159) auch auf die Wiederkehr dieser Ansicht des Dichters in den „Cevennen" hin, in denen sich uns damit ein weiterer Zug aus der eigensten Anschauung des Dichters erklärt.

Daß für den Jugendfreund Watelets und Beauvais', Lacoste, ein Zug von Schopenhauer verwendet sein mag, war schon eingangs erwähnt. Grisebach (a. a. O. S. 160/61) erzählt dazu, eine Diskussion zwischen dem Philosophen und dem Dichter über unterschiedliche philo-

sophische Systeme habe nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt, und als Tieck in diesen von Gott gesprochen, sei Schopenhauer „wie von einer Tarantel gestochen“ aufgesprungen und habe gerufen: „Was? Sie brauchen einen Gott?“ — ein Ausruf, den Tieck bis an sein Ende nicht habe vergessen können. „Es ist mir wahrscheinlich“, fährt Grisebach fort, „daß Tieck diesen Zusammenstoß mit Schopenhauer bei der Charakteristik des Lacoste verwertete, die er in seiner berühmten Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“ entworfen hat. Es heißt hier: „Je mehr wir schwärmten und nur in einer einzigen Gestalt die Wahrheit und das Göttliche erkennen wollten, umso mehr benutzte Lacoste jede Veranlassung, seinen Unglauben auszusprechen ... sein Unglück hatte ihm ein so bitteres Gefühl gegeben, daß er zuweilen wie ein begeisterter Prophet des Atheismus unter uns stand und in so sonderbaren Gleichnissen und Bildern, in so bewegter und erhabener Sprache redete, daß die frommen Mädchen sich mit innigem Grauen von ihm abwandten.“ —

Und ebenso ist schließlich die plötzliche Wandlung des Helden, Edmunds Beauvais, die Darstellung seines Überganges von einem Extrem der Glaubensschwärmerei zum andern, nichts weiter als dichterische Verwertung persönlicher Erfahrungen Tiecks aus einer Zeit, da sich die jüngeren Romantiker mit Wort und Tat dem Katholizismus ergaben, da Tieck — außer jener Erfahrung mit Möller — im eigenen Hause den Übertritt seiner Frau und seiner Tochter Dorothea zur römischen Kirche erleben mußte. Diese Beziehung auf die Gegenwart ist wohl nicht zum wenigsten schuld an dem ungeheuren Aufsehen gewesen,

das die Novelle beim Erscheinen machte: war sie doch in der an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten, Übertritten so fruchtbaren Zeit, da man in der Religion wie in der Politik, fast einzig die Stimme leidenschaftlicher Parteien vernahm, mit ihrer warnenden Mahnung, man solle nicht nur die eine gegen eine andere endliche, der Irrung gleicherweis nicht entratende Glaubensform eintauschen, nach dem Urteil A. W. Schlegels, der wohl dabei, wie auch Minor (a. a. O. S. 159) hervorhebt, an seinen als einen der ersten zum Katholizismus übergegangenen Bruder Friedrich dachte, „nicht nur ein hinreißendes Werk, sondern auch in den jetzigen Zeitläuften eine männliche Handlung.“ —[24])

VII.

Minor (a. a. O., S. 130 ff) weist darauf hin, daß Tiecks Novellen-Dichtung zu einer Zeit begann, da man im Zusammenhange mit seinen dramaturgischen Arbeiten eher etwas Dramatisches von ihm erwartet hätte, daß aber seine theoretisch-kritische Beschäftigung mit dem Drama und die praktische mit der Novelle nicht ohne geistigen Rapport geblieben seien, sondern einander geweckt und genährt hätten. Tiecks Dramaturgie, so fährt er fort, stelle die unmittelbare Gegenwart der Handlung im Drama als obersten Gesichtspunkt auf: „Der Dramatiker begibt sich ganz des Zaubers der Ferne: und ob die Begebenheiten der Zeit und dem Raume nach noch so entfernt von uns sind, sie geschehen erst jetzt und hier, vor unseren Augen, wir erleben sie mit. Das Drama lebt in und von der Gegenwart: in einer ersonnenen Gegenwart, die es zur wirklichen macht. Der Bezug auf die Gegenwart, das Hereinspielen der Gegenwart in die Dichtung ist damit notwendig gegeben. Wenn das Drama alles fernliegende, halb unverständliche, an vorübergegangene Umstände und Zeiten zu sehr erinnernde verbannen muß, so ist es notwendig, daß es, um lebhaft zu sein und zu ergötzen, um zu rühren und zu überzeugen, sowie um ganz verständlich zu sein, seine Kräfte, Gedanken und Beziehungen aus einer gegenwärtigen, allgemein verständlichen Zeit

entlehne. „Daher (sagt Tieck) kommt es, daß der ächte dramatische Dichter (jeder Poet, nur der Dramatiker mehr als Alle), wenn er Fremdes, Seltenes, Unverstandenes und Vorzeit aufgiebt, wieder seine schönsten Kräfte und poetischen Elemente aus seiner Gegenwart nimmt. Ohne diese würde er weder verständlich sein, noch weniger aber große Wirkungen hervorbringen können. Wie er aber seine Gegenwart benutzt und kennt, wie er sich ihrer bemächtigt, indem er über ihr steht, und sie dadurch mit erhabenem Instinkt mit Vorzeit und der fernsten Zukunft verknüpft, das eben ist es, wodurch er erst zum wahren, zum großen Dichter wird; ist er nicht über seiner Zeit, und versteht er sie wohl gar nicht, und ist ihr nicht gewachsen, sondern wird selbst von einem schwachen Rieseln ihrer Flut mit hingerissen: so gehört er eben zu jenen schwachen Geistern, über die die Nachwelt und meist schon ihre Mitwelt das richtige Urteil spricht.“ Der Zusatz in Paranthese zeigt deutlich, wie Tieck jene Forderung, welche ihm aus dem Drama am deutlichsten entgegentrat, bald auf die Dichtung überhaupt ausdehnte.“ — „Das beschränkte Historische zu allgemein menschlicher Bedeutung zu erheben und auch dem modernen Leser die Vergangenheit und Fremde ans Herz zu legen, das ist das oberste Princip Tiecks in den historischen Novellen. Daher läßt er den Bezug auf die Gegenwart, welchen er in den dramaturgischen Blättern dem Dramatiker so sehr eingeschärft, trotz der sorgfältigsten Beobachtung des Costümes, durch welche er sich eben vom Dramatiker unterscheiden wollte, nirgends aus den Augen (a. a. O. S. 158).“ — Und dieser Bezug auf die Gegenwart — den etwa Julian Schmidt (Gesch. d. Dtsch. Litt. im 19. Jhd. (1856); II, 394 ff)

in einer auch sonst wenig zutreffenden Kritik besonders tadelt, weil damit der historischen Novelle etwas Zeitloses gegeben werde — ist in den „Cevennen“ eben: sein Herantreten an die religiöse Frage, seine Darstellung des Überganges von einem Extrem der Glaubensschwärmerei zum andern, seine Warnung, „nicht nur die eine mit der andern endlichen, dem Mangel und Irrtum unterworfenen Form zu vertauschen.“

Darin nun unterscheidet sich Tiecks „Aufruhr“ von jenen anderen zeitgenössischen Machwerken, deren Verfasser sich in Verfolgung der durch die Waverley-Novellen bereits der erzählenden Literatur angegebenen Richtung damit begnügen, „ihr Darstellungsvermögen eben nur auf die Ausmalung des geschichtlich Gegebenen zu wenden; die bequem am historischen Faden fortlaufen, ungefähr wie eine Fähre über den Fluß, und zufrieden sind, wenn man ihren historischen Schilderungen nur Lebendigkeit und Treue zugesteht, und schonend verschweigt, daß den Compositionen die wahre poetische Lebenskraft fehlt.“

Wenn die selbe Kritik der Novelle, der diese letzten Sätze entnommen waren (Hallesche Allg. Lit.-Ztg., a. a. O.), es Tieck zum Vorwurf macht, daß er sich nicht damit begnügt habe, das Costüm von Zeit und Ort, einen staffierten Hintergrund, und die Grundzüge dieses oder jenes Charakters aufzunehmen, alles übrige aber „kunstzweckmäßig und freythätig“ selbst zu erschaffen, wie es auf dramatischem Gebiet etwa in Schillers „Carlos“ und „Wallenstein“, Goethes „Egmont“, selbst in Shakespeares „Macbeth“ und „Hamlet“ geschehen sei —, wenn sie es tadelt, daß die Novelle nicht, wie jene Werke, obgleich auf der geschriebenen Geschichte oder der ge-

schichtlichen Tradition ruhend, ihre Stärke doch in dem habe, was nicht die Geschichte gegeben, sondern was der Dichter auf deren Impuls erfunden und durch Zusammenschmelzung des Erfundenen mit dem Gegebenen in künstlerischer Freiheit und bisweilen mit Keckheit erschaffen habe, so wird man dem eine Entgegnung aus Tiecks eigenen Worten gegenüber stellen können. Er hat in einer Besprechung des „Wallenstein“ (TW IV, 58/9) die Ansicht vertreten, daß ein Dichter, in dem die Gesamtheit einer großen Geschichtsbegebenheit aufgehe, umso poetischer und umso größer sein werde, je näher er sich der Wahrheit halte; daß sein Werk umso vollendeter sein werde, je weniger er störende, spröde Bestandteile wegzuwerfen brauche: er fühle sich dann selbst als der Genius der Geschichte, und die Dichtkunst könne schwerlich glänzender auftreten, als wenn sie auf diese Weise eins mit der wahren Wirklichkeit werde. Diese Betrachtungen, auf den „Aufruhr in den Cevennen“ bezogen, ergeben, warum Tieck, selber der aufgestellten Forderung folgend, engsten Anschlusses an die Überlieferung beflissen sein mußte und, „indem er alles mit dem echten Sinn des Menschlichen umfaßte, selbst zum Geschichtsschreiber ward, dessen gelungenes Werk nun eine Tat der Geschichte selber ist.“ —

Daß eine solche Dichtung, in der zwei verschiedene Elemente — das Historische und das Zeitliche — gemischt sind, nicht nur einhelliges Lob, sondern auch vielem Widerspruch begegnen mußte, ist klar. Wenn indessen auf der einen Seite die „Hallesche Allg. Lit.-Ztg“. (a. a. O.)[25] Bedenken dahin geltend macht, ob es in einer Zeit, da „ohne politische Bedrückung und Gewissenszwang mystische Schwärmereyen von mancherley Art, halbgeheime Betver-

brüderungen und blindfrommer Sectenglaube ihr unseliges Wesen im Schooße der evangelischen Kirche trieben, und den moralischen Wert der Reformation verdächtig zu machen drohten —", ob es gerade in einer solchen Zeit angebracht sei, historische Legenden wie die von der mystischen Wundergabe der Camisards als Wahrheiten zu dichterischer Anschauung zu erheben, und durch historische Romane in die Köpfe der Leute zu bringen, so hebt andererseits der Rezensent der „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit" (20. Januar 1827) gerade hervor, daß der Inhalt dieser Novelle die gegenwärtige Zeit höchst bedeutsam ansprechen müsse, insofern hier die verschiedenen Religionsweisen, die sich kirchlich begründet haben, im Kampf gegeneinander herausgetreten, vor uns dastehen und „die leidenschaftliche, scheinbar innigere, alles Heilige mehr nach Außen ziehende, oder man könnte auch sagen, verwässernde, Gottesverehrung — die Katholische — gegen die einfachere, stillere, geräuschlosere, sich in sich selbst und ihren Gefühlen genügende Religion — die sogenannte Protestantische — als einzig und ausschließend sich zu behaupten die Absicht habe, und zwar mit jener frechen Anmaßlichkeit, die ihr im Ganzen von jeher schon eigen war, und ihre Beschränktheit am sichersten beurkundet." —

Und wie nun aus dieser kritischen Auslassung leicht ein mißbilligender Gegensatz zu der damals zeitgemäßen Hinneigung zur römischen Kirche herauszuhören ist, so klingt uns aus dem angeführten Briefe, den A. W. Schlegel an Tieck richtete, ein gut Jahr später der selbe Gedanke entgegen: daß nämlich die „Cevennen" gerade recht erschienen seien, um den in religiöser Wirrnis befangenen

Zeitgenossen die Augen zn öffnen: hatte doch Schlegel selbst in Erwiderung auf eine Veröffentlichung des Barons Eckstein Veranlassung genommen, sich in der „Berichtigung einiger Mißdeutungen“ (Berlin 1828) gegen den ihm auch von J. H. Voss in der „Anti-Symbolik“ (I, [Stuttgart, 1824], 156, 353/4, 379; II [1826], 239, 241, 252, 315) gemachten Vorwurf zur Wehr zu setzen, er neige zum Katholizismus hin, weil er sich nicht ausdrücklich und öffentlich gegen seinen Bruder Friedrich erklärt habe; hatte doch jener Eckstein selbst Tieck zu den heimlichen Katholiken gezählt; wußte doch keiner recht, was er von den religiösen Anschauungen des andern zu halten hatte.

Da nun aber, wie Minor nachweist, Tiecks ganze Kunst in der Ironie wurzelt; da er seinen Fleiß darein setzt, jede Richtung objektiv sich aussprechen zu lassen, da er scheinbar seinen Standpunkt wechselt und bald diese, dann jene Partei als die verirrte darzustellen scheint, weil er bestrebt ist, für keinen der sich bekämpfenden Gegensätze Partei zu ergreifen, sondern sich durchaus über dieselben zu erheben, so war es in der Tat nicht leicht, des Dichters eigene Meinung aus der Novelle herauszulesen. So erklärt es sich, daß die kritischen Stimmen einander bunt widersprachen, weil jeder Rezensent den von ihm verlangten Sinn hineinzulegen vermochte. Davon, wie weit das ging, kann die beste Vorstellung sich aus der Besprechung ergeben, welche Willibald Alexis im „Berliner Conversationsblatt für Poesie, Literatur und Kunst“ vom 3. Februar 1827 der Novelle werden läßt. „Eigentlich“, so beginnt er diese „Kritik der Kritik“, „war wohl die Geschichte von der Babylonischen Sprachverwirrung nur ein Symbolum unserer ästhetischen Schulen und der Deutschen Kritik, etwa ana-

logisch dem nun erwiesenen Satze, daß der Einfall der Mauern von Jericho durch das Blasen der jüdischen Trompeten ebenfalls nichts war, als eine Kritik der neusten Opernmusik. Wie denn überhaupt der alte Vers: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, wenn man genau nachsieht, seine ganz umgekehrte Bedeutung findet. Alle die vor uns haben für uns gelebt, und sie sind die Commentatoren, oder die Recension unserer heutigen Ergebnisse und Bestrebungen, und wir, indem wir essen, trinken, schlafen oder sonst leben, recensiren dadurch in unbewußter Kritik die Nachwelt. — Leider ist unsere Kritik, wenn auch sonst oft ohne Bewußtsein, doch ihrer selbst garnicht unbewußt, vielmehr besteht der ganze *justus titulus*, oder das Doctordiplom, oder das Gewerbsteuerpatent unserer Recensenten in nicht viel mehr, als daß jeder seines kritischen Berufes sich selbst bewußt ist. Aber indem jeder um die Anerkennung seiner einzig wahren, durch sich selbst erprüften Essenz, gleich den Englischen Quacksalbern mit ihren rothen, grünen, gelben, lateinischen, griechischen, syrischen Etiketten, buhlt, erwachsen unter dem lauten Ueberschreien die neuen Sprachen, und mit den neuen Sprachen die Sprachverwirrung. Diese Babylonierin, gedruckt, geschrieben und in der mündlichen Rede, hat ganz besonders Tiecks Cevennen in ihren Wirbelwind aufgenommen. Aus Ost und West, aus Nord und Süd, oben vom Himmel, d. h. aus den Dunstwolken der Atmosphäre und tief unten aus der Erde, etwa durch Maulwurfslöcher, sind die Stimmen, lichtscheu und lichtvoll, kalt und feurig, polemisch und oberflächlich, gehässig und bewunderungsvoll, vornehm und roh, in allen Abstufungen über ein Werk erschallt, das erst zur Hälfte ans Tageslicht getreten ist.

Das sollte doch schon Wunder nehmen, wie ein poetisches Werk, das nicht Musik ist, nicht von der Oper, nicht vom Theater redet, sondern Bilder erstaunlich trüber Tage, fanatischer Religionsverfolgungen, kurz das aller ernsteste und heiligste uns vor die Seele führt, solches Aufsehn heut erregen konnte, wenn uns nicht Einige erklären möchten, das sei nur, weil schon so viel in voraus von dem Werke gesprochen worden. — Andere meinen, es sei ein so riesenhafter Bau, der wie eine Aegyptische Pyramide über die belletristische Tagesliteratur hinaus rage, daß dieser Umstand allein aller Augen darauf gerichtet, während er den Zorn der Kleinen, die selbst auf ihren Zehen nicht bis hinanreichen, erregt habe. Noch andere sind einer ganz entgegengesetzten Meinung von jener oben ausgesprochenen. Eben der Stoff, der Kampf zwischen Fanatismus und Schwärmerei, glauben sie, wäre das Fesselnde, dies sei ein Panier, aufgesteckt, um einen Religionskrieg zu entflammen, und Kunst, Aesthetik und Unterhaltung hätten mit der Novelle oder dem Romane nichts zu schaffen. Seltsam nur, daß grade diese Religionseiferer die aller widersprechendsten Absichten dem Dichter unterlegen. — Während die große Mehrzahl das so lange verheißene und schon vorläufig so vielfach besprochene Werk des Dichters, an dem er, wie man weiß, die besten Kräfte langer Jahre verwendet hat, als etwas auch unter Tiecks Dichtungen in eigenthümlicher Größe dastehendes bewundert, als eine Schöpfung, die über die Tageseinflüsse und Zuflüsterungen erhaben, in festerem Boden aus einer besseren Zeit Wurzel geschlagen, möchten andere ihm ganz den Charakter der Originalität absprechen. Jemand meinte, „selbst der große Tieck habe es nicht verschmäht dem

Großen Unbekannten nachzuahmen, selbst Tieck wolle nun auch à la W. Scott Romane schreiben". Die öffentliche Meinung hat einen solchen Ausspruch schon so nach Verdienst gewürdigt, daß es keiner weitern Abfertigung bedarf; wenn aber Andere diese Cevennen mit Scotts Puritanern (old Mortality) zusammenstellen möchten, so ist zwar das Motiv zur Vergleichung weit richtiger, soll es aber Urtheil sein, so kommt dies heraus, als wolle man ein hübsches Dosenbild von der Mutter Gottes mit Raphaels Madonna vergleichen. Die „Puritaner" sind ein gutes, sogar in den meisten Parthieen ein treffliches Gemälde, eben wie ein gescheuter, der Geschichte kundiger Dichter erlebte Partheiungen mit Umsicht und billigem Sinne auffassen würde; wo aber die psychologische Tiefe, wo die reine, helle Umsicht, die das allgemein Menschliche und Wahre zur umfassenden Dichtung durcharbeitet? Wo jener höhere Standpunkt, der die psychologischen Wahrnehmungen von der Scholle absondert und in ein höheres Gebiet versetzt, wo endlich Inhalt und Form so verschmolzen und so von einer läuternden Stimme durchdrungen, daß ein reines Kunstwerk daraus wäre zu Tage gefördert worden? — Die gar nichts vom Kunstwerk wissen wollen, sondern nur Ansichten und Absichten aufsuchen, gerathen in eine noch buntere Sprachverwirrung. Hier wirft man dem Dichter vor, er habe es gegen den Protestantismus, dort gegen den Katholicismus abgesehen. Man erzählt sich, daß, nachdem Jahre lang schon von Befreundeten und Nichtbefreundeten Nachrichten über dieses Werk in Deutschland verbreitet worden, ein Mann, der als einer der eifrigsten Promachoi des neuen Katholicismus gilt, einst der Freund und rüstige Kampfgenoß Tiecks in jenem

übermüthigen Jugendkampfe gegen eine zu Grabe gehende Nüchternheit, den Dichter in Dresden besucht und gewarnt habe, ob er es auch an der Zeit halte mit solchem Werke ans Licht zu treten, jetzt wo der alte Unglaube von neuem sein Haupt erhebe. — Von der andern Seite will man in dem alten Beauvais, vor allem in Edmund Watelet, dem katholischen Priester, die wahre Apotheose des Katholicismus erkennen. Siege doch die Ansicht dieses so würdig gehaltenen Greises über alle von Andern vorgetragenen Meinungen. Dann sind echt protestantische Gemüther empört über die Wunder der Hellseherei. Da sich alles bestätige, so sei doch offenbar dem fatalen Wunderglauben das Wort geredet. Die Anhänger jenes einen besorgten Mannes aber haben mit derselben Sicherheit gefunden, daß das ganze Werk eigentlich eine antikatholische Tendenz habe, und so wäre mit einem male der von den Dresdenern gefürchtete und vom seeligen alten Voß denuncirte Kryptokatholicismus des Dichters zur Fiction geworden. Denn, behauptet man, es wäre ja ganz augenscheinlich, wie er die Hugonotten, und die Helden dieser Camisards, als den Cavalier, Roland, usw. in günstigem, ihre Verfolger, die katholischen Priester, Soldaten und Generäle dagegen im allergehässigsten Lichte darstelle; die Hugonotten siegten immer, moralisch und physisch, ihre Propheten redeten immer die Wahrheit, es wäre durchaus darauf abgesehen, daß wir uns für sie, und nur für sie interessirten. Was nun den katholischen Priester und die andern liebenswürdig gezeichneten Katholiken anbetreffe, so seien das eigentlich gar keine Katholiken mehr, da Beauvais so gut als Edmund Watelet zugeständen, „man könne auch anderwärts als im Schooße der Römischen Kirche seelig werden“

und ihr ganzer Katholicismus in nicht eben mehr bestände, als daß sie die Formen ihrer Kirche für die besten, und das Gemüth am meisten ansprechend erklärten. —

Bei aller Verehrung für den Dichter können wir nicht leugnen, daß wir oft gewünscht, er wäre etwas nachgiebiger gegen das Verlangen der Menge, etwas milder gegen die Schwachen, was weder der Kraft seiner Dichtungen noch den Scharfsinn seiner Urtheile Eintrag thuend, nur beiden einen größeren Wirkungskreis angewiesen hätte. Hört Tieck diese sich bunt widersprechenden Urtheile, verdenken wir es ihm dagegen nicht, wenn er innerlich lächelnd keinen Finger rührt die Sprachverwirrung zu lösen. Wer da will in eine echte Dichtung etwas hineinlesen, wo fände er nicht den verlangten Sinn! Und für die Wenigen, welche über Subjectivität und Partheiansicht sich hinausgeschwungen haben auf den Standpunct einer objectiven, dichterisch freien Anschauung, bedarf es keiner Erklärung. Unter den gemäßigten Katholiken scheint die Theilnahme für diese Dichtung am lebendigsten. Weit entfernt über ein Werk, das seine Kritik in sich trägt, und wo man es nicht verstehen will, durch keine kritische Hand eines Fremden heller wird, eine Recension zu schreiben, zumal jetzt, wo wir erst die Hälfte kennen, begnügen wir uns aus dem Privatbriefe eines jungen Katholiken, der kein Schriftsteller ist und von allem schriftstellerischen Verkehr sehr fern lebt, folgende Stelle herzusetzen. Als eine Stimme, die an keine Oeffentlichkeit gedacht hatte, mag sie, wo es die Meinungen kennen zu lernen gilt, nicht ohne Interesse sein. — „— er war so gut mir Tiecks Cevennenaufruhr mitzutheilen. Gewiß das beste, was Tieck lange, ja vielleicht, was er je geschrieben — je nachdem

die Lösung des angefangenen Knotens ausfallen wird. — Ueberbieten kann er schwerlich die Plastik des Eingangs, den Adel des Vaters Beauvais, Edmunds zwischen Gegensätzen hin- und hergeworfene Schwärmerei, endlich die Hoheit der Lebensansicht des katholischen Pfarrers. Es sind sonnenhelle Gipfel echter, uranfänglicher Poesie. Aber in der Versöhnung aller Gegensätze und vielleicht in noch einem Alles schlichtenden, poetischen Hauptcharakter wird doch dieses Epos erst seinen wahren Abschluß finden. Unermeßlich ist das Feld historischer Anschauungen, wenn lebenswarme Dichtung sie durchdringt, es ist unendlich, wo eine hohe Idee wie hier mild es erleuchtet und erklärt. Das ist es, was uns fesselt und nie und nirgends seiner Wirkung verfehlt. Aber, — wie dieses Mosisstabes habhaft werden? Am Ende ist es doch Niemand klar zu machen, der ihn nicht selbst erlangt, oder wenigstens erlangen könnte, und das ist die Noth aller Theorie und Aestetik, die nicht selten wie ein armer Gichtbrüchiger nichts weiter zu sagen weiß, als ihr ewig Leid. Die Novelle ist hier (am Rheine) noch zu wenig bekannt und erfährt die abweichendsten Beurtheilungen. Oft traue ich kaum meinen Ohren. Es fehle an Lichtpunkten, meint der eine; es seien zu viele da, der andere. Dem ist sie zu ernst, dem zu viel Komik darin. Hochgelehrte fragen, wozu überhaupt so große Anstalten für so dürftigen Inhalt? Wo Tieck so etwas widerfährt können Sie sich ja auch trösten, wenn die Recensenten Sie in Ihrem Liborius so durchaus nicht verstehen wollen, welcher Collaborator, beiläufig gesagt, für die Hölle viel zu gut — denn es sind Meisterstellen darin, — für den ungetrübten Himmel der Poesie aber um so viel zu erdig und plump ist, daß sie hoffentlich nie mehr solchen Spuk schreiben

werden. Es giebt ganze Menschenklassen, die in ihrem Lesen nicht Erweiterung ihres Daseins suchen, sondern Verengung, deren größte Lust es ist, wenn sie einem Meisterwerk irgend eine Schlappe anhängen, einen verlorenen Zipfel rupfen können. Nun sind wir doch besser als der Poet, denkt Hinz und Kunz, denn wir haben ihn beurtheilt. *** nennt das, glaube ich, über dem Werke stehen. Gott verzeih es ihm! Einen nicht unberühmten Menschen und Schriftmann, den Frankfurter Brentano, einen Ultra-ultra-Katholiken, der vor Jahren eine Zeitlang in Dülmen lebte, um die Geschichte einer verzückten Nonne aufzuzeichnen, hörte ich einmal sagen, es sei ihm in jener Abgeschiedenheit unendlich wohl gewesen, weil er doch endlich einen Ort gefunden, wo man nicht immer von Schiller und Göthe gesprochen. Was meinen Sie, wenn ich mir das köstliche Dictum aneigne und nur die Namen vertausche. Mir ist unendlich wohl, wenn ich hier fern von ihren Kritikern ganz unter meinen Dichtern lebe; die Kritik kommt dann doch von selbst." —

Nur so viel noch zum Schluß der Anzeige, nicht der Recension: daß unter den vielen einzelnen Rügen, mit denen man an dem großen Gebäude rütteln will, einige, an sich betrachtet, nicht unbegründet sein möchten. So scheint der alten Frau mit ihrem Kauderwelsch zu viel Raum in einer Erzählung mit diesem großartigen Interesse gegönnt. Man findet gegen die Mitte die Kriegsparthieen zu zerstückelt und breit, Bewunderer meinen, es seien doch in diesem ersten Theile schon alle geistigen Interessen aufgebraucht, ja, im Character des katholischen Priesters finde sich schon die harmonische Lösung aller Zwiespalt, so daß man nicht wisse, was für den zweiten Theil übrig bleibe; darauf kann nur die zweite

Hälfte antworten. Wem die Reden des katholischen Priesters so sehr langweilig dünken, dem kann nichts auf der Welt, also auch keine Kritik, helfen. Wer endlich einen Ärger nimmt an der Prophetengabe der Camisards und den vielen Wundern des Hellsehens, und wer die höhere Erklärung dieser sogenannten Wunder aus dem Munde des Priesters nicht verstehen will, den verweisen wir auf die documentirte Geschichte nicht allein der Camisards, sondern aller schwärmerischer Secten. — Ein ausgezeichneter Staatsbeamter und Schriftsteller, welcher in Amtspflicht den Versammlungen der pietistischen Sectirer in Pommern beigewohnt hat, versichert uns, es schiene, als habe Tieck aus den Protocollen geschöpft, die er nie zu Gesicht bekommen und die meist später als seine Novelle niedergeschrieben wurden. Vielleicht wird uns einst eine Kritik dieses Theils der Dichtung von demselben. — Von der ernsten Seite betrachtet, möchte es nach Aufstellung so verschiedenartiger Ansichten über die religiöse Tendenz des Werkes den Anschein gewinnen, als sei diese vielleicht gegen alle positive Religion gerichtet. Wer wagte dies zu behaupten? Der Hauch wahrer Religiosität weht durch die Dichtung; das macht sie sogar vielen zuwider. Nicht die Vernunft-, nicht die Naturreligion, die geoffenbarte, deren ewiges Symbol das Geheimniß bleiben muß, wird hier mit begeisterten Psalmen gefeiert. Aber dennoch ist der Krieg erklärt — dem Wahne, dem Fanatismus, auf welcher Seite er sich blicken läßt, der blutigen Intoleranz. Kann man in edlerm Kampfe die Standarte ergreifen, oder in einem dringendern, da es gerade die bessern sind, welche so leicht in einseitiger Richtung sich diesem betäubenden Wahne hingeben, der überall zum Diabolischen hinführend alle Rechte unter-

gräbt, und die geheiligtesten Institutionen umstößt, ob nun das Losungswort politisch oder religiös gewesen, ob es hieß: Glaubensfreiheit oder Alleinseeligmachender Glaube! Freiheit und Gleichheit, allgemeine Menschenrechte, oder Loyalität und Absolutismus!" —

Ohne des weiteren auf die zeitgenössische Kritik einzugehen, sei nur verstattet, eins hervorzuheben: daß nämlich auch die tadelnden Besprechungen durch die Ausführlichkeit, mit welcher sie über den „Aufruhr" reden, den besten Beweis dafür erbringen, daß sie sich der großen Bedeutung des Werkes sehr wohl bewußt sind, wie das auch daraus hervorgeht, daß sie — darin eins mit den lobenden Rezensionen — alle nach Fortsetzung und Vollendung des Romans begehren. Und nicht nur aus den Zeitungen, sondern auch aus einer Fülle persönlicher Nachrichten klingt dem Dichter immer wieder die selbe Bitte entgegen.

Neben Gries (1. Juli 1827), Jacobs (3. Juli 1827), Joh. Carsten von Hauch (17. Dezember 1827), Schenk[26]) (6. Januar 1828), Wolfgang Menzel (24. September 1828), und Johanna Schopenhauer (29. März 1829) gehört zu den eifrigsten Mahnern der Freiherr Joseph von Hormayr. Unter dem 20. November 1826 schreibt er an Tieck, des Lobes voll über den Cevennenkrieg, den er als Meisterwerk ohnegleichen betrachtet: da er selbst den Tirolerkrieg von 1809 geleitet habe und den Gebirgskrieg und den Volkskrieg genau kenne, so möge der Dichter die Steigerung des Eindrucks ermessen, den die ungeheure psychologische Wahrheit, die grandiose Anordnung des Ganzen, die präcise Charakteristik, die hohe Ruhe in der

beständigen Unruhe, das Unbewegliche im ewig Bewegten auf ihn gemacht habe, und den er mit nichts zu vergleichen wisse, was ihm seit langen Jahren einer wahrlich verhängnisreichen Zeit begegnet sei. Und gleich fügt er diesem ersten Urteil die Frage an: „Aber um des Himmels willen, wie haben Sie es über sich vermocht, den ersten Teil allein herauszugeben? Das heißt, die Leute bei den Haaren aufhängen und die Schwachen mit aller Gewalt irre machen. — Solche Reitze vertragen wenige ohne endliche Befriedigung. — Ist aber doch ernstliche Hoffnung, daß der zweite Theil bald nachfolge? Daß er nicht ad Calendas Graecas hinausgeschoben werde? Was Sie bereits gegeben haben, ist so bewunderungswürdig, so zart und zugleich so groß, daß Sie die Gesundheit und die Nerven aller echten und rechten Leser zu verantworten haben und daß Sie meinen Kindern dafür responsabel sind, wenn über mich in allem Ernst der Geist des Herrn kömmt und ich mich auf ein Haar so gebärde, wie der lange, blöde Michel." — Aber sein Drängen bleibt erfolglos, ob er sich nun auf die „bitteren Vorwürfe des gesamten Deutschlands über das nicht genug zu beklagende lange Ausbleiben des II. Theiles" stützt (22. September 1827), oder, nachdem ihm Tieck 1830 zwar den Plan für die ersehnte Fortsetzung der „Cevennen" mitgeteilt, aber immer noch keine ernstlichen Anstalten zu seiner Ausführung gemacht hat, unterm 10. Mai 1833 den Dichter dadurch anzustacheln sucht, daß er ihm schreibt, „die poetischen Gassenjungen und Zwerge" möchten glauben, Tieck habe die Kraft verlassen, den Zauberknoten zu lösen, den er geschürzt. — Umsonst kleidet Caroline von Pichler[27]) (10. Mai 1828) die gespannte Erwartung des Publikums in das hübsche Bild: „Wie

Tantalus steht die lesende und bewundernde Welt vor dem reichen Quell, der vor ihren Augen sich in die Erde verliert, ohne zu wissen ob und wo er wieder hervorbrechen wird"; — als sie am 21. Juni 1830 wieder an Tieck schreibt, ist ihr bereits alle Hoffnung darauf geschwunden, daß der Dichter die Erwartungen je erfüllen und den „Aufruhr", womit er alle Welt „tantalisiert" habe, je beenden werde. — Geduldige Freunde warten und mahnen weiter. Schleiermacher, der im Mai 1831 einem zu Tieck gesandten Amerikaner ein paar empfehlende Worte mitgibt, wünscht, daß nur jeder, den er dem Dichter schicke, zugleich ein Exekutor für die „Cevennen" sein möchte; Oehlenschläger erklärt unter dem 7. Juli 1832: „Den ‚Aufruhr in den Cevennen" mußt Du absolut fertig machen"; Immermann fragt im April 1836, ob denn jetzt wirklich Aussicht zu den „Cevennen" sei; und als spätester Mahner möchte David Strauß — am 21. März 1839 — wissen, ob sie denn nun wirklich ein Torso bleiben sollten. —

Aber es wird nichts mit dem „Gedeihen des Aufruhrs und seinem baldigen Ende", das Willibald Alexis nach Holteis Bericht in einem „demagogisch-loyalen Toast" am 31. Mai 1833 auf dem Tieckfest zur Feier von des Dichters 60. Geburtstag herbeigewünscht hatte. Tieck läßt alle Bitten und Ermahnungen unerhört. Er sieht zu, wie andere den dankbaren Stoff aufgreifen, der auch vor dem Erscheinen seiner Novelle schon Bearbeiter gefunden hatte. Dem in Paris 1823 erschienenen vierbändigen Roman „Le Camisard" von Dinoncourt, auf welchen Amadeus Wendt unter dem 8. Juni 1823 den Dichter nach einer Rezension der „Halleschen Allg. Lit.-Ztg." aufmerksam gemacht hatte, und einer englischen Bearbeitung des Cevennen-

krieges „durch nicht ungeübte Romandichter“, auf die Böttiger im Cottaschen „Morgenblatt für die gebildeten Stände“ vom 19. Dezember 1826 hinwies: „The Camisards, or the Protestants of Languedoc“ (London, Whittale, 3 Bände), folgte im „Freimüthigen“ (XXVI. Jahrgang) eine durch die Nummern von 24 bis 50 (2. Februar bis 10. März 1829) sich hinziehende Novelle: „Der Glaubenskampf der Camisarden“, nacherzählt von August Kuhn, und in dem selben Jahre erschien in Stuttgart ein historischer Roman: „Der Camisarde“ von Friedrich Seybold, während 1834 Therese Huber die „Geschichte des Cevennenkrieges“ in einem „Lesebuch für Ungelehrte“ nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt, und in Frankreich Eugène Sue 1840 seinen vierbändigen Roman „Jean Cavalier, ou les Fanatiques des Cévennes“ erscheinen läßt. — Auch einen Historiker, Dr. J. Chr. K. Hofmann, hatte Tiecks Novelle zu einer „Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV.“ angeregt: sie hatte ihn, wie der Verfasser im Vorwort angibt, zuerst auf den Gedanken gebracht, nachzusehen, wie sich der geschichtliche Stoff zu der Bearbeitung des Dichters verhalte; bald habe dann jener ihn mehr gefesselt als diese, und so habe er beschlossen, eine geschichtliche Darstellung jener merkwürdigen Begebnisse nach den Quellen zu versuchen.[28]) —

Allein Tieck macht keine Anstalten, seine Darstellung des „Aufruhrs“ fertig zu stellen, ob er gleich den Plan dazu bis zu Ende durchdacht hatte. Köpke (II, 158) weiß von der weiteren Entwickelung der Fabel zu berichten, die der Dichter im Kopfe völlig fertig gestaltet,

und über die er bisweilen in allgemeinen Andeutungen gesprochen hatte. Danach sollte der alte Parlamentsrat Beauvais in seinem Zufluchtsort im Gebirge durch den humoristischen Musikus entdeckt werden, der ihn angeblich durch seine geheime Wissenschaft erkannt haben wollte, in Wirklichkeit aber durch den Hund Hektor auf des Verfolgten Spur geleitet worden wäre. Beauvais sollte gefesselt von königlichen Truppen fortgeführt und später von Edmund und seinen Genossen bei jener geheimnisvollen Esche wieder befreit werden, deren der Jäger Favart im Anfang Erwähnung getan. Hier hatte einst in den Zeiten der ersten Religionskämpfe ein hugenottisch gesinnter Sohn seinen altgläubigen Vater getötet und war dann über seine Tat wahnsinnig geworden. Mit der an gleicher Stelle erfolgenden Rettung des alten Beauvais durch seinen den Hugenotten zugehörenden Sohn sollte der Baum entsühnt sein. — Edmund sollte sich dann von seiner Partei, der er innerlich nicht mehr ganz angehörte, lösen und mit dem Vater, der Schwester und Christinen nach Genf fliehen; in den Cevennen aber sollte Villars an Stelle des grausamen Montrevel treten und den Abschluß der Bewegungen herbeiführen. Dies ungefähr sollte der Inhalt des 3. und 4. Abschnittes sein. —

Zieht man nun Minors Ansicht heran, daß Tieck, von allen Seiten bestürmt, die Fortsetzung der Novelle zu geben (die er 1826 „noch für den Verlauf dieses Jahres“ angezeigt hatte), vielleicht gerade durch diese hochgespannten Erwartungen, die sich an den überraschenden Erfolg knüpften, der nötigen Unbefangenheit beraubt worden sei, deren er zur Vollendung der „Cevennen“ bedurft hätte, so möchte

man darin eine Möglichkeit finden, zu erklären, warum die Novelle Fragment geblieben. Die Fortsetzung hätte sich zwar, nach dem von Köpke mitgeteilten Plan, notwendig nochmals der religiösen Frage zukehren müssen, wenn es sich darum handelte, Edmunds Bruch mit den Camisards zu motivieren. Im übrigen aber wollte Tieck die Gefangennahme des alten Beauvais durch die königlichen Truppen zum Anlaß nehmen, die Grausamkeit des Marschalls Montrevel und der Verfolger in ihrem ganzen Umfange noch einmal zu schildern, und wollte dann zeigen, wie Villars den Aufruhr zu Ende bringt. Und dieser historischen Darstellung des Camisardenaufstandes in seinem Verlaufe scheint der größere Teil der Fortsetzung bestimmt gewesen zu sein, soweit man aus den wenigen Angaben schließen darf. Dem in ganz andere Richtung geleiteten Erwarten eines Teils des Publikums würde diese Weiterführung wenig entsprochen haben. Auf der andern Seite aber mochte Tieck wohl nicht durch eine Änderung des Plans den Lesern entgegenkommen wollen. So ergibt sich uns auch von dieser Seite her ein neuer Grund, anzunehmen, daß es dem Dichter in der Hauptsache nicht auf die Darstellung seiner religiösen Ansichten sowohl als vielmehr auf die historische Seite seines Stoffes angekommen sei. —

Ganz andere, und zwar recht äußerliche Gründe führt Tieck selber zur Erklärung dafür an, daß seine „Cevennen“ nicht vollendet worden.

Im Vorwort zu dem 1836 abgeschlossen erschienenen „Jungen Tischlermeister“ erklärt der Dichter den Lesern, nur unvermutete Hindernisse, Störungen und Zufälle hätten veranlaßt, daß diese Novelle nicht längst vollendet vorge-

legen hätte, und fährt dann fort: „Ein ähnliches Schicksal traf den „Aufruhr in den Cevennen“. Er wäre jetzt statt dieses Werkes erschienen, wenn mich nicht diese Laune aus meiner Jugend zu lebhaft angeregt hätte, sie fortzusetzen und zu beschließen. Da zu jenem unterbrochenen Werke längst alles vorbereitet ist, so darf ich hoffen, auch dies dem Publikum nächstens übergeben zu können.“ — In Briefen an seinen Verleger Reimer behauptet er unter dem 25. Februar 1837, fleißig an den „Cevennen“ gewesen zu sein und gibt der Hoffnung Raum, daß er das Begonnene nun nach dem Vorübergehen der Hemmung, die der plötzliche und unerwartete Tod seiner Frau ihm gebracht habe, wieder werde fortsetzen können. Eine andere Nachricht, die undatiert, aber sicher bald nach diesem Brief einzufügen ist, verspricht, das Fragment zum Winter fertigzustellen, falls der „Novellenkranz“ ausbleibe, und gibt dem Wunsche Ausdruck, diese „Lieblingsaufgabe“ auch für den Fall vollenden zu können, daß er eine andere Novelle dazwischen liefern müßte. Seltsamlich mutet es an, wenn Tieck zu dieser Zeit, in der ihn doch schon so viele mit Äußerungen höchsten Lobes über den ersten Teil des „Aufruhrs“ um den zweiten gebeten hatten, davon spricht, daß er „nur Muth finden, Aufmunterung erhalten“ müsse. — Offenbar hat sich nun Reimer mit der Bitte, ihren Vater an die Vollendung der Novelle zu gemahnen, an Dorotheen gewendet; diese antwortet am 16. November 1837, sie könne nichts dazu tun, da „Vater nie mit ihr von seinen Geschäften oder seinen Arbeiten rede.“ — Tiecks Erwartung, dem Verleger zu Ostern 1839 die „Cevennen“ senden zu können, kündet noch ein Brief vom 17. August 1838. Dann aber ver-

stummen alle Nachrichten darüber auf längere Zeit, und erst am 26. März 1845 versichert der Dichter wieder, „an die „Cevennen“ sehr zu denken“, hält es aber „unmaßgeblich für gut, wenn alsdann auch der erste Band wieder gedruckt würde“. Anscheinend hat Reimer sich damit einverstanden erklärt, denn am 8. Juli des selben Jahres schreibt Tieck unter Berufung darauf, daß er „Willens gewesen, den ersten Theil auch neu zu drucken“: es tue ihm ewig leid, daß er nicht schon vor Jahren diese Arbeit, eine seiner liebsten, vollendet habe; er hätte den Schluß in einem der Novellenkränze bringen wollen, was sowohl ihm als auch Reimers Vater vorteilhaft gewesen wäre; aber jener sei ganz dagegen gewesen, und so müsse er sich denn jetzt seine Studien und die ganze Szenerie von neuem vergegenwärtigen, die ihm damals mit den frischesten Farben im Geiste gestanden habe. — Weit ist er offenbar damit nicht gekommen, denn schon am 2. Mai 1846 heißt es wieder, daß seine stehende Krankheit und die damit verbundene Schwäche es ihm jetzt und vielleicht auf lange unmöglich machen dürften, den zweiten Teil auszuarbeiten; Reimer möge doch indessen zu beiderseitigem Vorteil den ersten Teil noch einmal besonders auflegen oder, wenn ihm das besser erscheine, als 21. Band der „Schriften“ erscheinen lassen: „Wer weiß, wie lange noch mein Leben dauert, und ich wünschte recht sehr, noch diesen neuen Abdruck zu erleben.“ — Auf diese Forderung ist Reimer nicht eingegangen, weil er noch von der ersten Auflage genug Exemplare auf Lager hatte, und Tiecks Ansicht, ein Neudruck sei nötig, nach einem am 12. Mai 1846 an Reimers Bureau gerichteten Zettel nur darin begründet gewesen war, daß viele Sortimenter auf diesbezügliche Nach-

fragen stets versichert hätten, es seien keine Exemplare mehr zu haben, lediglich, weil sie zu nachlässig gewesen seien, die ihrem Vorrat fehlenden älteren Werke wieder zu beschaffen. — Und nun kommt Tieck erst im Jahre 1852 gelegentlich des Planes einer Auswahl seiner Schriften, die Reimer in Gemeinschaft mit dem Buchhändler Max in Breslau veranstalten sollte, wieder darauf zurück, zu erklären, es wäre ihm sehr erfreulich, wenn in diese Sammlung auch der „Tischlermeister" und die „Cevennen" aufgenommen würden: „Diese beiden Werke gehörten zu den besten meiner Arbeiten, und auf die Cevennen war damals das ganze Publikum sehr gespannt. Vielleicht wäre es möglich, sie jetzt noch zu vollenden, was nur Ihr seliger Vater vor Jahren verhinderte, als ich die neue Sammlung des Novellenkranzes mit den Cevennen eröffnen wollte. Damals wäre das Buch gewiß von Jedermann mit Begierde gelesen worden." — Und als letzte Notiz über die Novelle finden sich in einem Brief vom 8. November 1852 die Worte: „Es ist ein Schmerz meines Lebens, daß ich sie damals nicht vollendet habe, als ich so im Zuge und mit großen und kleinen Begebenheiten so vertraut war. Die Blätter, auf denen ich damals den künftigen Inhalt und meine Collectanien aus der Geschichte gesammelt habe, betrachte ich immer noch mit großem Leidwesen." —

So ergibt sich also als Resultat all dieser angezogenen Briefstellen, daß der Dichter trotz mancher Versicherungen, an der Fortsetzung zu arbeiten, doch kaum über den schon besprochenen Entwurf hinausgekommen ist. Und selbst für diesen ist es fraglich, ob er jemals schriftlich fixiert worden; denn Köpke muß anläßlich seiner Herausgabe von Tiecks

nachgelassenen Schriften (2 Bde, Leipzig 1855) bedauernd feststellen, daß die oft ausgesprochene Hoffnung, unter den Papieren des Dichters könne mindestens ein Entwurf zur Fortsetzung des „Aufruhrs“ sein, sich nicht bestätigt habe (a. a. O. I, XVIII).

Bedenkt man nun, daß Tieck nach seiner Angabe im vorletzten Brief den „Novellenkranz“ mit der Fortsetzung habe eröffnen wollen, und daß der erste Jahrgang eben dieses Novellenkranzes erst 1831 erschienen ist, so hält es doch immerhin schwer, in den äußerlichen Gründen auch eine genügende Erklärung dafür zu sehen, daß in den Jahren von 1826 bis 1831, trotz der beim Erscheinen des I. Teils für die allernächste Zeit angekündigten Fortsetzung, und trotz aller an Tieck ergangenen Mahnungen, nichts für die Vollendung der Novelle geschehen ist, und man muß schon mit des Dichters Art ziemlich vertraut sein und wissen, wie starken Antriebes er oft bedurfte, um sich in den Gedanken finden zu können, daß wirklich nur „hier, wie öfter, die günstige Constellation, die er abwartete, und in der seine Stimmung mit den Umständen zusammentreffen sollte“, nicht erschienen war, und daß uns also der Abschluß des Werkes nur deshalb, nicht aber aus den von Minor angeführten inneren Gründen, vorenthalten geblieben. —

Zusammenfassend finden wir als Ergebnis der vorliegenden Untersuchung:

Die Vollendung des „Aufruhrs in den Cevennen“ unterbleibt nach Tiecks eigenen Bemerkungen nur aus ganz äußerlichen Gründen, nicht aus der Besorgnis heraus,

die hochgespannten Erwartungen des Publikums möchten vielleicht enttäuscht werden.

Fordert Schlegel den Abschluß der Novelle als eine in den damaligen Zeitläuften notwendige „männliche Handlung“, spricht er also damit den Gedanken vieler aus, daß dem religiösen Moment besondere Bedeutung beizumessen sei, und kommt Tieck trotz dieser Mahnung nicht zur Fortführung und Beendigung seines Werkes, so ergibt sich daraus, daß ihm an einer derartigen aktuellen Wirkung seiner Novelle nichts lag.

Er läßt zwar religiöse Fragen sehr stark mit hineinspielen, weil es, wie Minor aufzeigt, sein oberstes Prinzip in den historischen Novellen war, den Bezug auf die Gegenwart nicht fortzulassen. Aber nicht das religiöse Moment war ihm die Hauptsache, sondern in erster Linie kam es ihm darauf an, die historische Seite in seiner Dichtung hervorzukehren. Das folgt auch aus der ganzen Art, wie er sich bis ins einzelne hinein an die historischen Vorlagen hält.

Und daß es ihm gelungen ist, eben diese historische Seite glänzend zu bewältigen, läßt sich nach dem vorliegenden Fragment wohl durchaus behaupten. Es ist ein „prachtvolles Gemälde der Glaubensschwärmerei der Camisarden und der fanatischen Verfolgungssucht ihrer Gegner“ (Klee), in dem der Dichter „die Zeit, der er den Stoff entlehnte, und ihren Bildungsodem wahr und lebendig wiederzugeben wußte, ohne die Forderung, die die Bildung seiner Zeitgenossen an den Erzähler und geistvollen Dialektiker machen durfte, unbeachtet und unbefriedigt zu lassen“ (Goedeke). —

Anmerkungen.

---

1. Minor (S. 209) ist merkwürdigerweise der Ansicht, daß dieser Entwurf nie existiert habe. Er bemerkt zu der Stelle in der „Sommerreise“: „In seinen Expektorationen über die katholisierende Richtung und ihre Konsequenzen führt sich Tieck als den Verfasser der Genoveva und des Oktavianus ein: indem er den Mißverstand, diese süße Poesie des stillen Gemütes in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen zu wollen, erörtert, will er schon 1802 zur Widerlegung desselben eine Geschichte begonnen haben, von welcher uns trotz der zahlreichen Nachrichten aus dieser früheren Epoche seines Lebens nichts bekannt ist und die wohl auch nur eine Fiction ist, um den Dichter der Genoveva bei den neuerlichen Verirrungen dieser Richtung aus dem Spiele zu halten.“

2. Abgedruckt bei Steig, S. 192ff.

3. Isaak von Sinclair, geb. 1775, studierte in Tübingen und Jena, wurde 1796 Hessen-Homburgischer Legationsrat, war 1805 als Geheimer Rat beim Wiener Congreß der Vertreter seines Landgrafen, und starb am 29. April 1815 am Schlage, als er sich, eben zum Major im österreichischen Generalstab befördert, gerade eine Uniform anmessen ließ. — Brentanos Kritik über seine Person ist abgedruckt bei Amelung, II, 199.

4. Dazu will freilich nicht recht passen, was Steig (a. a. O. 303/4) über den Inhalt von „Aloys und Imelde“ vermutet. Vielleicht soll der angezogene Vermerk Varnhagen nur dazu dienen, sich von dem Vorwurf zu reinigen, daß er s. Z. Brentano das Stück „auf eine verfluchte Art in der ersten Bearbeitung gestohlen habe“, wonach des Dichters urspüngliche Stimmung, sein „Liedesmut“ unwiderbringlich verloren gewesen, als er später sein Manuscript durch Rahels Vermittelung wieder erhalten hatte.

5. Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von Malsburg, geb. 1786, gest. 1824, war als Geschäftsträger der Kurfürstlich Hessischen Regierung in Dresden.

6. Diesbezüglichen freundlichen Nachforschungen des zu früh verstorbenen, armen Freundes André Antoine Meyer in Paris danke ich die Mitteilung, daß die Bibliothèque nationale, der übrigens ein

vollständiger Katalog für diese Zeit fehlt, keine um 1826 erschienene französische Übersetzung der „Cevennen" besitzt; daß im Artikel „Tieck" der „Encyclopédie des gens du monde" (Paris 1844, T XXII, p. 134) sowie in Michauds „Biographie universelle" (Paris-Leipzig, s. d. [1864], vol. IV, p. 525) von einer Übertragung des „Aufruhr" ebenfalls nichts erwähnt ist, und daß der Katalog des British Museum (1897, Vol. Thraemer-Timour, Spalte 149) nur eine englische Ausgabe (by Madame Burette, London, 1845) kennt.

7. Tr I, XIX citiert: «Histoire du fanatisme. Les deux premiers vol. imprimés en 1709 et les deux suivans en 1713, par Brueys, avocat de Montpellier.» Eine solchermaßen vierbändige Ausgabe des Werkes hat sich in keiner Bibliographie als im Druck erschienen feststellen lassen. — Gegen eine Veröffentlichung im Jahre 1709 spricht zudem die Angabe in Br II, 410: «L'auteur écrivoit en l'année 1712.» — Der erwähnte Teildruck: „Hist. du Fanatisme de Notre Temps et le dessein que l'on avoit de soulever en France les mécontens des Calvinistes" (Paris 1692) deckt sich mit S. 1—74, 92—136, 137—200 des I. Bandes der Ausgabe von 1737; den 3 Büchern des Druckes von 1692 (S. 1—180) folgen «Reflexions sur l'histoire du Fanatisme» auf S. 181—251; davon entspricht S. 193—208 dem Abschnitt auf S. 75—91 aus Band I von 1737. — Misson hat für seine Auszüge aus Büchern auch Brueys' Fragment von 1692 benutzt.

8. cf. Préface in Tr I: «Cet avocat eut un differend fort singulier au sujet de son Histoire avec Louvreleuil son Prédécesseur dans cette carriere: il avança que ce Curé n'avoit pas donné des marques de capacité et de fidélité en écrivant l'Histoire des Camisars. Louvreleuil, piqué de ce jugement, repliqua comment Brueys pouvoit donc avoir dit la vérité dans son Ouvrage, puisqu'il ne faisoit que copier même infidélement celui qu'il maltraitoit si fort. L'Avocat, pour se tirer d'affaire, reconnut la capacité de l'Historien qui lui avoit servi de guide.»

Ebenda heißt es: «Louvreleuil, alors Prêtre de la Doctrine Chrétienne, & auparavant Curé de S. Germain de Calberte dans les Cevennes, . . . sans être bien informé, raconte avec assés de bonne foi ce qu'il sait.»

9. cf. Préf. in Tr I; C II, 15; und Hofmann, S. 56.

10. Für die 1736 erschienene Ausgabe gibt Mis de Vogüé an, daß sie den Vermerk „Amsterdam, aux dépens de la Compagnie, 1736" trage, der II. Band hingegen als „à la Haye, chez Pierre Gosse, libraire, 1736" erschienen bezeichnet werde. — Das von mir benutzte Exemplar trug letztgenannten Erscheinungsvermerk in allen drei Bänden.

11. Vgl. auch Hofmann, S. IV.

12. A XIII/XIV: «Il est marqué au frontispice de cette édition, qu'elle est corrigée & augmentée d'une Table de matieres: ce qui en supposeroit une autre qui auroit précédé; mais je ne la connois pas.»

13. A 325 ff . . . Une prophétesse âgée de vingt-sept à vingt-huit ans, fut arrêtée . . . et menée devant . . . [le Maire d'Alais, Mr. de Mandagors]. Il l'interrogea . . . cette créature . . . lui répond d'un air grave et modeste, l'exhorte à ne plus tourmenter les vrais enfans de Dieu, & puis lui parle, pendant une heure de suite, une langue étrangere, à laquelle il ne comprit pas un mot . . . . . . Cette fille parloit grec et hébreu de même. Vous croyez bien que M. d'Alais fit enfermer la Prophétesse. Aprés plusieurs mois, . . . paroissant revenue de ses égaremens, par les soins & avis du sieur de Mandagors qui la fréquentoit, on la laissa en liberté . . . . Mais le fait présent est que, depuis deux jours, le sieur de Mandagors s'est défait de toutes ses charges, les a remises à son fils, & a dit . . . que c'étoit par le commandement de Dieu qu'il avoit connu cette Prophétesse, & que l'Enfant qui en naîtra, sera le vrai Sauveur du Monde . . . . De tout cela, et en un autre pays que celui-ci, l'on ne feroit autre chose que d'envoyer M. le Maire & la Prophétesse aux Petites-Maisons . . . Ma pensée étant, qu'au milieu des foux, ce qui regarde un fou de cette importance, doit faire le moins de bruit qu'il est possible . . . car . . . de déclarer publiquement pour Prophete un Maire d'Alais, Seigneur de terres assez considérables, ancien Subdélégué de l'Intendant, auteur, et jusques alors réputé sage, au milieu de gens qui sont accoutumés à l'estimer, & à le respecter, tout cela pourroit en pervertir plus qu'en corriger . . . . l'avis de M. de Baville fut comme le mien, de ne pas brusquer. Ses enfans le menerent sans éclat dans un de ses châteaux, où on le retint, & la Prophétesse fut renfermée.

14. cf. G 62/3 mit L VIII, 216 hinsichtlich der Stelle über die aufgezwungene Hostie.

15. Die Beschreibung Tiecks gedenkt Willibald Alexis in einer „novellistischen Reise durch das neue Frankreich", deren dritten Teil er unter dem Titel: „Sternanis im Süden" im „Berl. Conversations-Blatt" (vom 5. November 1827) beginnen läßt. Es heißt dort auf S. 873/4: „Von mir erwarte man keine Beschreibungen [des Pont du Gard]. Tieck äußert in den Cevennen die Meinung: „alles Große und Erhabene erzeugt erst bei öfterem Sehen den rechten Eindruck", wie muß dann erst der Eindruck sein, wer diese Arcaden Gelegenheit hat mehrmals zu schauen! Gewiß die Schönheit, die Größe, das Ebenmaas dieser Verhältnisse in Verbindung mit dem Gedanken, was der Mensch hier überwinden mußte, wirken erst klar, wohlthätig und selbst erhebend auf das Gefühl, wenn die Ueberraschung vorüber ist . . ."

16. Der von Tieck gebrauchte Ausdruck „Tempel“ dürfte zweifellos nach dem „temple“ der französischen Vorlagen gebildet sein. Dabei mag daran erinnert werden, daß in Frankreich nur die Protestanten von ihrem „temple“ reden. Es liegt also offenbar ein Mißverständnis Tiecks vor, wenn er das Wort sowohl für katholische wie für protestantische Kirchen verwendet.

17. In der Dresdener Morgenzeitung vom 15. Mai 1827 (Sp. 620/1) berichtet Karl Merkel über diese Mühle mit ihren herrlichen, wildromantischen Umgebungen, im Weißritzgrunde, etwa acht Minuten vom Städtchen Rabenau entfernt, gelegen. „Im tiefen, engen Thal, auf allen Seiten von Felsen und mit Schwarzholz bedeckten Bergen umgeben, ist diese Mühle malerisch auf das linke Ufer der weißen Weißritz hingelagert, und hat sowohl thalaufwärts, fast bis zur Spechtritzmühle, als auch thalabwärts, bis an den plauischen Grund, die herrlichsten Felsenparthieen, die sich mit den freundlichsten Landschaftsgemälden durchkreuzen. Bald stehen wir auf einer üppigen Wiese, die die Weißritz umschlängelt, rechts und links von hohen Felsen und bewaldeten Berglehnen eingeschlossen; bald befinden wir uns auf einem Felshorn, unter dem sich der Fluß brausend durchwindet, oder wo wir das schauerliche Felsenthal auf- und abwärts vor uns haben, dabei aber auch zugleich eine herrliche Aussicht in die Ferne genießen; bald sehen wir im Thale rechts und links den Weg versperrt, den nur ein kundiger Führer, den man in der Mühle erhält, uns wieder eröffnet. Genug, wir finden in der Nähe dieser Mühle ächt malerische, wildromantische Schweizerparthieen. — Wir wähnen uns in diesem schauerlichen Felsenthal von der ganzen Welt abgeschnitten, und hören außer den unzähligen befiederten Bewohnern des Waldes nur das Rauschen des Flusses, das dumpfe Klappern der Mühle und zuweilen das Läuten der Glocken im Städtchen Rabenau und Dorfe Somsdorf.“

18. Ganz anders steht Roland bei Sinclair (Sg II, 1) zu Englands Plänen:

„Wohl seh’ ich, wie uns gleicher Zweck verbündet,
„Ein Haß uns gegen Ludewig entzündet,
„Die Mächte, die des Stolzen Ehrgeiz scheuen,
„Und wir, von seinem Joch uns befreien.“

19. Eine Anführung nur der hauptsächlichsten Belegstellen mag diese Worte unterstützen. C I, 149: «Ils avoient établi une espèce d’Arsenal, dans une de leurs Cavernes. Ils avoient formé, dans une autre, un Magasin de Vivres. Une troisieme êtoit destinée à serrer les habits, à tout ce qui pouvoit être nécessaire à leur entretien. Ils avoient fait, d’une quatrième, un Hôpital pour les Malades, & pour les Blessez.» C I, 165: «Il y avoit toûjours-là un Corps de Camisards, dont les Partis,

qui ne cessoient point de faire des Courses, & de remplir les Cavernes qui leur servoient de Magasins, amassoient insensiblement, dans l'épaisseur des Bois, un Thrésor de Munitions de guerre & de bouche. Cet Azile êtoit une éspèce de Fort, travaillé des mains de la Nature. On ne pouvoit y arriver, que par des sentiers perdus, qui n'êtoient connus que des Camisards. C'est-là que j'ai dit qu'ils avoient pratiqué, dans une Caverne, un Hôpital pour leurs malades, et pour leurs Blessés. Cet Hôpital commençoit, dès lors, d'être pourvû de toutes les choses nécessaires, & commodes.» C I, 247/8: «Outre qu'il avoit . . . dans des Cavernes bien situées & bien gardées, un Hôpital, un Arsenal, & plusieurs Magasins pour les Munitions de Guerre & de Bouche: il y tenoit des plus des Moulins à poudre, des Fours, des Armuriers, d'autres Artisans nécessaires, & génèralement tout ce qu'il falloit, pour soûtenir longtems la Guerre.» Tr II, 247: «Trente Camisards malades, blessés ou moribons, furent les premiers objets qui frappèrent la vue dans ce sombre lieu ... à mesure qu'on avançoit, on découvroit ... ici ... un gros amas de blé; là, un plus grand amas encore de farine; plus loin, des tonneaux de vin; à côté, des pièces d'eau-de-vie; ... des lards entiers ... des sacs remplis de légumes, de chataignes ou d'autres provisions de bouche; ... plus avant ... des caisses remplies de drogues, d'onguens, de charpie, et autres ingrédiens d'apothicairerie ou de pharmacie. Enfin, dans le lieu le plus profond et le plus reculé, un arsenal complet se présente à la vue, des armes, des fusils, des épées, nombre de barriques de poudre préparée, des mortiers et des moulins à bras pour le fabriquer; du soufre, du salpêtre, du charbon» .... Tr III, 48: «Roland ... s'êtoit donné beaucoup de soins pour ramasser des provisions ... Tout étoit déposé avec beaucoup de précautions dans des magasins secrets, connus de lui seul, ou de ses gens affidés ... Le jour même que Roland fut tué . . . on prit un de ces magasins ... on y trouva plus de quatre vingt sacs de blé ...... les Camisards en perdirent un autre ... consistant en cent cinquante sacs du plus beau froment .... un troisième .... servoit d'hôpital; il s'y trouva dix bœufs salés, du vin, de la farine, des remèdes et six Camisards blessés ou malades . . .» V 153: «on avoit découvert un lieu caché dans le bois qui servoit d'Hôpital aux Révoltés, & un gros magazin, où ils tenoient toutes leurs munitions de guerre & de bouche ...»

Sg (V 2) „Bei Hyouzet, im tiefen Eichenwald,
Hat Höhlen ausgebildet die Natur,
Seltsam und wunderbar, als hätte sie
Gedacht voreinst auf dieses Kriegs Geschick,
So gros und so geräumig sind die Höhlen.
Da hat Roland ein Zeughaus angelegt,
Und die Verwundeten schafft er dahin:

Und Vorraths-Kammern sind dort aller Art,
Da hängen Waffen für ein ganzes Heer,
Und Fässer sind da aufgestellt in Reihn,
Und Pulvermühlen hört man gehn, und sieht
Beschäftigt wandeln vieler Menschen Zahl.
Und weiter hinter da erblickt man Betten
Und wie die Sorgfalt die Verwundten pflegt,
Daß wer zuerst dies unterirrdsche sieht,
Meint, daß er an des Lebens Orten wär',
Und nicht im tiefverschlossnen Bauch der Erde,
Und daß da lebte ein geheimes Volk,
Von Lampen nur, statt Tageslicht erhellt.
Seht, dieses ist die Werkstatt dieses Kriegs.
Die haben Rolands Blicke stets bewacht,
Und wohin auch die Märsche er durchkreuzte,
Hielt er zum starken Schuzz die Macht bereit,
Zu kämpfen, hätt' sich da Gefahr genaht,
Wie an des Lagers Eingang kämpft der Löw'.
Die Waffen-Menge, die er dort verwahrt,
Beweist, daß er noch grösern Ausbruch denkt,
Und wenn ich ahnde, wie sich's mir gezeigt,
Steht er dereinst, wann sich der Feinde Heer
Dem Lande naht, zahlloser Heermacht auf."

20. An der ersten Schlacht bei Nages, die aus der beabsichtigten Überraschung einer Protestantenversammlung entstand, nahmen auch zahlreiche Frauen teil, und die zurückgeschlagenen königlichen Truppen sprengten das Gerücht aus, daß die Camisards sich in Frauenkleider gesteckt hätten (C II, 134). V, die überhaupt nur die zweite Schlacht bei Nages enthalten, berichten, daß man unter den toten Camisarden eine Anzahl als Männer verkleideter Frauen gefunden habe. Diese Angabe erkläre ich so, daß die Teilnahme der Frauen an jenem ersten Kampf zusammen mit dem an sich falschen und hier auch noch falsch aufgefaßten Gerücht von der Verkleidung der Camisards einfach auf die spätere Schlacht bei Nages übertragen wurde.

21. Gleichen Sinnes ist, neben Willibald Alexis, dessen Kritik über Barbe auf S. 182 nachzulesen ist, z. B. auch die Leipziger Litteratur Ztg. vom 18. Oktober 1827: „Eine ... Wunderlichkeit ist es, daß der Verfasser gegen den Schluß des Buches eine Frau aus gemeinem Stande auftreten läßt, welche durch Verdrehung von Worten den Leser belustigen soll, was um so seltsamer ist, da es ihm doch sogleich einfallen muß, daß diese Frau so gar nicht gesprochen haben könne, da sie keine Deutsche war."

22. Der Kritiker der „Berliner Schnellpost“ hebt hervor, daß Tieck in der Gestalt der Eveline das Ironische tief und großartig aufgefaßt und ganz eigentümlich und höchst poetisch gegeben habe, das eigentlich in dem Kampf um die rechte Art und Weise, Gott zu dienen, liege, ob doch gleich viele Wege zum Herrn führen. „Das harmlose Kind, welches das Puppenspiel des Lebens freudig anlächelt, ohne durch das Bemerken der Drahtfäden, die Kopf, Arm und Beine der Marionetten in Bewegung setzen, gestört zu werden, oder sich etwas anders dabei zu denken, als daß es nun eben so sei, ist — weder protestantisch noch katholisch, und hat bei beiderlei Arten der Religion eben so viel oder eben so wenig Bewußtseyn; dennoch aber trägt es den Gott der Unschuld in seinem Herzen, und hat das Himmelreich in sich, wie jener göttliche Weise sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihr ist das Himmelreich!“ Der stille Zauber einer solchen köstlichen Erscheinung neben den gewaltig streitenden, wild tosenden Glaubenspartheien ist es besonders, welcher jene Ironie auf eine höchst ergreifende und erhebende Weise begründet, und man kann diesen großen und wahrhaft dichterisch produktiven Zug unsres Meisters nicht genugsam durchdenken, da er immer neue Bewunderung, Liebe und Rührung einflößt.“

24. Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Hgg. von Ludwig Tieck und Friedr. von Raumer (Leipzig 1826). Band I, 538.

24. Die Beziehung auf Friedrich Schlegel hebt auch Hormayr (bei Holtei II, 7) heraus: „Was nur unser dicker Friedrich Schlegel dazu sagen wird? Ich denke, er macht eine bedenkliche Miene, darauf einen schlechten Witz und ärgert sich zuletzt, daß nichts anders heute Abends zum Souper kommen soll! Es ist in der That sehr zu beklagen, daß ein solches Talent so endigt! daß es in all den mystischen Grimassen nicht einmal de bonne foi ist, und daß ihm diese mühsame Hypokrisie noch obendrein schlecht genug bezahlt wird, ja daß er gar keine Partei für sich hat, außer einige Mönche, einige junge Leute, die er noch ins Narrenhaus bringen wird, und eine Dame, die er, wie die Leute sagen, auszieht, was ich eben nicht glauben will, die aber eine boshafte Thörin ist.“ —

Joseph Freiherr von Hormayr, 1781—1848, war Direktor des Reichsarchivs in München; selber als Schrifsteller sehr fruchtbar. —

25. Diese schon öfters angezogene Kritik ist überhaupt recht scharf absprechend gehalten; und bei aller Berechtigung dessen, was sie über Tiecks Sprache sagt, klingt es doch recht gehässig aus, wenn sie schließt: „Daß es der Vf. mit der Reinheit seiner eignen Sprache nicht sonderlich genau nimmt, ist bekannt. Auf der ersten Seite des Vorwortes lesen wir: „Die angehende (fragliche) Sache.“

Dergleichen Flecken kommen auch in der Novelle vor. Doch müssen wir es ihm zum Ruhme nachsagen, dafs er nirgends einen Sprachbock geschossen hat, der an Größe mit demjenigen zu vergleichen wäre, den wir vor wenig Monaten in einem seiner jüngsten dramaturgischen Flugblätter angetroffen haben, wo er von den Theaterübersetzern sagte: „Jeder hilft dem Andern, um wieder von ihm geholfen zu werden.“ Das Fleisch solcher Böcke wird kaum der eingefleischte Tieckianer verdauen können, welcher ungefähr zu derselben Zeit in der neuen Zeitschrift: Der Eremit in Berlin, Tieck als den größten Kritiker unter den Lebenden pries, ohne nur einmal daran zu denken, daß man, um dafür zu gelten, sich wenigstens auf etwas mehr verstehen müßte, als auf Dramaturgie und Belletristik. Lessing verstand sich auf mehr, wie man weiß.“ —

26. Johann Dietrich Gries, 1775—1842, verdient um „wahrhafte, gefällige und deshalb doch nicht minder gründliche Verdeutschung großer italienischer und spanischer Poeten.“ (Holtei I, 253).

Christian Friedr. Wilhelm Jacobs, 1764—1847; Oberbibliothekar in Gotha; Philologe und belletristischer Autor.

Johann Carsten von Hauch, 1791—1872, Professor der Ästhetik an der Kopenhagener Universität.

Eduard von Schenk, 1788—1841, ein „Staatsminister, der die deutsche Bühne, ohne gerade ein Dichter zu sein wie sein Kollege Göthe, mit poetischen, wirksamen, überall gern gesehenen Dramen beschenkt hat.“ (Holtei III, 215).

27. Caroline von Pichler, geb. Greiner, 1769—1843, viel gelesene Schriftstellerin.

28. Unrichtig ist die Angabe in Gödekes Grundriß, daß eine Oper „nach Tiecks Novelle“ entstanden sei: „Jean Cavalier oder Die Camisarden“ (1880). Für die Musik von A. Langert hat Ernst Kuhl ein Textbuch verfaßt, das — mit dem besonderen Motiv eines Festes, das die Camisarden sich zu einem Überfall zu nutze machen wollen — noch eher auf die Novelle Kuhns im „Freimüthigen“ zurückgeführt werden könnte, mit Tiecks „Cevennen“ aber außer den Namen la Porte, Cavalier, Roland auch garnichts gemein hat. — Übrigens möchte diese Oper, die — nach einer mir liebenswürdigst gemachten Mitteilung des Herrn Professor Kopfermann — zuerst in Koburg am 1. Januar 1880, später z. B. 1886 in Nürnberg, 1887 in Wiesbaden, und mit dem veränderten Titel „Die Camisarden“ (gegenüber dem früheren „Jean Cavalier) „erstmalig“ im Oktober 1894, nach andern Angaben aber schon 1887 oder im Januar 1888 gegeben worden ist, kaum nach Tiecks Geschmack gewesen sein; ihm war „die neuere nnd neueste Oper so ein ganz anderes Gewächs als

jenes, welches wir in unserer Jugend kannten und liebten ... Immerdar sollen große Massen wirken, Ensembles, Chor, das Toben aller Instrumente: und jene Behaglichkeit, jene himmlische Beruhigung, die die Musik in unsere Seelen flößt und alle Leidenschaft beschwichtigt, diese will man nicht, sondern Zerrissenheit, Leidenschaft, die sich überbietet, ein Getümmel, daß Seele und Körper bis zur Auflösung ermüden ..." (cf. S. 110ff der gesammelten Aufsätze zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins: „Aus Berlins Vergangenheit". Von Dr. L. H. Fischer. Berlin 1891.)

Anhang.

Proben aus Sinclairs Cevennendramen.

Sa I (S. 5—7).

(Höhle. Nacht. Versammlung von Landleuten.)

Ein Greis.

Euch allen, so die Noth versammelt hat,
Die Noth des Glaubens, und die eigne Noth,
Euch allen red' ich izt ein liebend Wort,
Wie mir's in tiefster Brust das Herz gebeut,
Dieweil dem Alter diese Sorg' gebührt.
Wer vieler Jahre Zahl und Lauf erlebt,
Der sieht der Freuden wenige verliehn
Dem Menschen, seiner Sorgen aber mehr,
Und mannichfach von Unruh' ihn bewegt,
Daß er nicht glücklich preisen mag sein Loos.
Doch also ist's beschieden, anders nicht.
Daß aber schlimmer Zeit, die schlimmre folgt,
Das ist, was kummervoll das Herz befällt,
Und tiefe Schwermuth in die Seele senkt;
Daß sich nicht überschauen läßt das Leid.
Doch wandelt noch das ewige Gestirn,
Und auf des Tages Zeit erfolgt die Nacht,
Und noch ergiebt die Erd' dieselbe Frucht,
Und eine Ruhe herrscht in der Natur.
Dieweil wir aber wie die Väter nicht
Gewandelt vor dem Herrn einfältiglich
Darum und also ist uns dies geschehn.
Denn ein Verständniß wurde uns ertheilt
In Eintracht und in Unvergänglichkeit,
Vom Eitlen abgewandt den reinen Geist,
Und unsre Thorheit hat es nicht erkannt.
Auf nicht'ges haben wir den Sinn gekehrt,
Und das Vergängliche geachtet hoch;
Daß Misgunst uns die Herzen trennt und Wahn,
Daß wir in blindes Irrsal fallen sind,
Und daß verloschen ist der Muth in uns.

Doch bald die Hülle fällt von eurem Blick
Und in ein Meer der Wonne werdt ihr schaun,
Und werdt in Klarheit euch erkennen selbst,
Wenn ihr im Leben leben werdt ein Geist.
Richtet empor das Angesicht des Grams!
Vertraut der Erde, ihren Zeichen traut!
Vertraut euch selbst, des Lebens Muth vertraut!
Dem Einen, welches alles Leben eint,
Dem Einen gebt die ganze Seele hin!
Im Sonnenlicht, und in dem Grün des Walds,
Des Herzens Keim erfrischend zu erneu'n,
Naht es sich euch, und in dem Duft der Nacht.
Dem Schoos der Erde quillt der Trost hervor.
Drum wandelt in des innern Lichtes Glanz,
In fester Bahn, und guter Geister Schuzz;
Denn nicht zum Elend hat der Mensch gezeugt,
Zu lassen hinter sich ein Angstgeschlecht,
Er, den zum Ebenbild sich Gott erschuf.
Aus dunkler Nacht erscheint der Rettung Strahl,
Geheim vom Thron des Himmlischen gesandt.
Drum prüfend sammelt euch in innrer Brust,
Gefaßt in eines den zerstreuten Sinn,
Ob ihr das Menschliche erkennen mögt,
Und wo gegeben der Gefahr die Gränz' ist,
Wo sich des Irrd'schen überhebt der Muth."

Sa III, 1 (S. 59—63)

(Erndte im Feld. Landleute, jung und alt: beiderlei Geschlechts.)

Ein Mädchen. (singt)

Die Erndte hat begonnen,
Die Erde hat gezollt,
Gereifet von der Sonnen
Ihr eigen Gold.
Seht, wie es blendend glänzet,
Vom Blau umkränzet,
Der Blumen des Felds.
Der Himmel sandt' ihm Regen,
Und ihren Thau die Nacht,
So ward der volle Seegen,
Zu Stand gebracht.

Doch bis so hoch es sprossen,
Viel Monden flossen,
Dem goldenen Korn.

Erst ward' es klein empfangen,
In seiner Mutter Schoos,
Dann rifs sich's mit Verlangen,
Zum Leben los,
Und sanfte Lüfte kamen,
Es an sich nahmen,
Die zogen es gros.

Dann hat's der Sturm gefunden,
Der Hagel und der Schnee,
Doch thät' ihm all gesunden,
Thät' keins ihm weh;
Und recht hat sich's gewehret,
Dafs unversehret
Nun schlafen es geht.

Die Vögelein ihm sangen
Ein munter Wiegenlied,
Drum ist's so gut gegangen
Ihm wie ihr sieht.
Nun da's in's Grab sich breitet,
Wird es begleitet
Vom fröhlichen Lied.

Die Jünglinge. (singen)

Zu sehen wir erkohren
Der schnellen Jahre Flucht
Verläßt uns zeitgebohren
Der Erde Frucht.
Eh' ihm das Alter kommen,
Hat sich's genommen
In Jugend den Todt.

Die Mädchen. (singen)

Doch laßt es seinen Saamen
Und seiner Güte Art,
Und seiner Wohlthat Namen
Wird ihm bewahrt.

So kann ich nun euch sagen,
Macht ohne Klagen
Ihm 's freundliche Grab!

Die Jünglinge. (singen)

Den Kranz windt um die Garben
Der Blumen schwarz und blau,
Daß es aus seinen Farben
Noch einmahl schau'.
Wie Schmuck der Todten-Bahre,
Ein Kranz der Haare,
Das Schwarz und das Blau.

Die Mädchen. (singen)

Nicht einsam auf der Bahre,
Nicht einsam ruht's im Grab,
Die Kinder all vom Jahre
Sehn mit hinab.
Was willst du es bedauern,
Was willst du es betrauern,
Im ruhigen Grab.

Die Jünglinge. (singen)

Ja bald ist's Feld beraubet,
Bald braust es kalt und öd',
Der Baum steht auch entlaubet,
Der Sturmwind geht.
Es irren böse Feuer,
Und nicht geheuer
Ist's nächtlicher Zeit.

Die Mädchen. (singen)

An uns kann nichts gelangen,
Denn Nachts im Dufte feucht,
Da kömmt ein Geist gegangen,
Der 's Böse scheucht,
Des Feldes Ruhe seegnet,
Daß 's linde regnet,
Nichts übels sich regt.
Zuweilen ist er 'kommen,
Mit Flötenspiel und Sang,

Dann hat man ihn vernommen,
Wie Harfenklang.
Bald rauscht er aus der Weite,
Bald nah zur Seite,
Er macht ei'm nicht bang.

Das ist der Geist, der Frieden
Ihr bringt, der stillen Flur,
Der Hütten ist beschieden,
Doch frommen nur.
Und wer im guten 'blieben,
Nichts unrecht's trieben,
Der schlummert in Ruh'.

Sa III, 1 (S. 68)

Gesang der Truppe Esprit Seguiers.

Flammend ward gesandt
Aus der Nacht ein Stern,
Ein Stern, der kam von fern,
Ein Stern über das Land.

Standen auf bei Nacht,
Brachen auf sehr früh
Vollbrachten unsre Müh,
Eh' als der Tag erwacht.

Unser Weg ist roth,
Tragen in der Hand
Der Rache rauchend Pfand,
Wir haben sonst nichts noth.

Suchten uns die Nacht
Und das Dunkel aus,
Verließen unser Haus,
Nun ist der Tag erwacht.

Kehren doch nicht heim,
Brauchen nicht nach Haus,
Unser Gewerb ist d'rauß,
Unser Gewerb im Frei'n.

Sa IV, 2 (S. 110—112)

(Wald von Faux des Armes)

Einer.

Geschehn ist was ich geglaubt,
Vor meinen Augen hat sich's erfüllt.
Gekommen ist der eherne Krieg,
Und die Schlacht sie ist da.
Hörst Du den Gesang schon?
Hast Du das Nahen gespürt,
Das Nahen vom rauschenden Krieg?
Die Blätter rauschen vom Wind,
Der Wind erhebet die Blätter,
Und bald, bald erhebt sich der Sturm.
Und die Wolken, sie decken mein Haupt,
Und ich gehe verhüllt,
Verhüllt in dem Sturme einher.

Ein zweiter.

O! wär' ich nur schon, wo er schallet
Der eherne Gesang der Schlacht
Dafs er wieder tönte mir,
In der bebenden Brust!
Und dafs ich eilte voraus,
Durch der Schwerdter Klang, und der Speere,
Durch das glänzende Licht,
Durch das Licht der Schlacht,
Streiche führend,
Streiche führend des Schwerdts.
Und sie dringen mir nach,
Ein Wald der Speere, der schnellen Spizzen,
Die muthigen Freunde mir nach.

Ein dritter.

Ich eile dahin, ich breche auf,
Denn klüglich nah' ich dem Feind,
Verderblich mit blutiger List,
Unvermuthet nahe ich ihm,
Denn ganz bin ich's bedacht,
Wie ich ihm bereite Untergang,
Und er fällt gesunken,
Gesunken zum schweigenden Grund,

Umschlossen vom grünen Grab,
Und ich eile vorbei,
Immer den Fliehenden nach,
Denn sie ergözzt mich des Feindes Flucht,
Und ganz bin ich des Eifers bedacht.

Sa V (S. 115—118)

Das Landvolck

(zieht singend mit Zweigen geschmückt über die Bühne)

Es schwindet meiner Jugend Zeit,
Und meine Lust erlieget.
In meiner Stärke hab' ich heut,
In meiner Stärke Lust gesieget.
Es folgt der spate Tag,
Und auch die Sorge nach,
Sie bleiben mir bereit.

In Unruh' lag' ich und in Gram,
Und von der Furcht gebunden,
Als mir des Zornes Flamme kam,
Da hab ich meinen Muth gefunden,
Da ward ich recht erfreut,
Ganz von der Lust erneut,
Die meine Brust sich nahm.

Um's Haupt hat mir ein goldner Strahl,
Ein goldner Strahl geklungen.
Wie sich des Adlers Kraft vom Thal,
Wie sie zur Sonne sich geschwungen,
Auf goldnem Flügelklang,
Erheb' dich Siegsgesang!
Erheb' dich allzumahl!

Ich träumte einen schlimmen Traum,
Der thät mein Leid erregen,
Ich tröstete mein Herz noch kaum,
Und bald wär' ich dem Schmerz erlegen,
Der Wehmuth kam zu viel,
Dem Leid sah ich kein Ziel,
Ich ließ den Thränen Raum.

In meiner Kraft stellt' ich mich dar,
In Kraft bin ich gegangen,
In meiner Freude offenbahr,
Mit unerschrockenem Verlangen.
Hab' unverzagter That,
Mich der Gefahr genaht,
Der zagenden Gefahr.

Ich habe blendend ihn erblickt,
Dên Streit auf sonn'ger Haide,
Hab' von den Locken ihm entrückt,
Vom Haar das glänzende Geschmeide,
In meiner Rechten halt',
Des schnellen Schwerdts Gewalt,
Das Schwerdt ich hell gezückt.

Mit Laub hab' ich mein Haar umkränzt,
Mit grünem Laube dunkel,
Daß Stolz, den meine Stirne glänzt,
Aus seines Schmuckes Schatten funkel'.
Und freien Ganges Bahn,
Wall' heiter ich hinan,
Vom Siegeslaub bekränzt.

Sg IV, 1 (S. 99—100)

Die Camisards singen.
indem sie über die Bühne ziehn.

Rolands Horn erschallte
Rolands in der Schlacht,
Wie der Hirsch im Walde,
Wann er schreit bei Nacht.

Roland ruft die Franken
Roland in der Schlacht
Krieg ist in den Schranken
Streit ist nun erwacht.

Roland folgen alle
Roland in der Schlacht
Seines Hornes Schalle
Seines Schwerdtes Macht.

Roland schlägt die Schaaren
Roland in der Schlacht
Feinde viele waren
Gott ist unsre Macht.

Roland hat geschlagen,
Roland in der Schlacht
Hoch sein Schwerdt getragen
Schwerdt von groser Macht.

Roland Held vor allen
Roland in der Schlacht
Feind ist nun gefallen
Sieg ist uns gebracht.

Sg V, 1 (S. 122–126)

Die Kreuzfahrer treten auf, bewaffnet, mit weisen Kreuzzen auf der Hutkrempe.

In Blut hab' ich mein Schwerdt getaucht
Und in Flammen befreit die Seele mir.
Siehe der Rauch verhüllet die Wolken mir,
Und des Friedens Orte hab' ich zerstört,
Und ich geh' des Verderbens Spur.
O sag! was hat sich verkündet mir,
Was hab' ich in innrer Seele gesehn!
Was hat der Rauch der mein Haupt umfliefst,
Was hat er gestaltet mir!

Ein Andrer.

O! des Zorns muthige That!
O! des Herzens rächende Lust!
O! Strom der aus der Seele quillt!
Wie hast du geleuchtet meiner Bahn!
Wie hebest die Schritte du mir!
Schau' umher! gethan hab' ich meine That,
Des Feindes Stätten hab' ich zerstört,
Und den Jammer, den laß ich hinter mir,
Furchtbar, ein Gesicht des Vergangnen.

Ein Dritter.

Und erbarmungslos bin ich gewesen,
Ganz erbarmungslos war ich,

Und der Weiber blühender Lust,
Und der Säuglinge lächelnden Schlafs,
Hab' ich geschont nicht.
Denn in meiner Rache hab' ich mich gesehn,
Und des Eids meiner Seele hab' ich gedacht,
Meines traurigen Eids,
Und ganz erfüllt hat mich die Traurigkeit.

Erster.

Von der Haide hab' ich die Dörfer gesehn,
Und von dem Berge die Flecken.
Der Mensch, er erbaut sich Orte,
Und Wohnungen legt er sich an,
Doch die Vergänglichkeit ist sein Werk,
Aber das Verderben ist sein.
Mit der Zerstörung bin ich gegangen,
Und den Boden hab' ich befreit.
Siehe, die Trümmer gefallen mir wieder.

Zweiter.

Meines Zeichens hab' ich gedacht,
Ueber mein Haupt trag' ich ein Zeichen,
Ein Zeichen hohen Anblicks und klar,
Und über den Wolken hab ich's gesehn
Und über'm Gefecht hat es geschwebt,
Denn ein Zeugniß ist es mir, ein Stolz,
Daß ich ein großes begonnen,
Und von Geistern werd' ich geführt,
Und das Mächtige leitet mich.

Dritter.

Die Vergangenheit kommt mit mir,
Und der Thaten gedenk' ich der Vorzeit,
Siehe ich hebe ein heiliges Schwerdt,
Und gestärkt hab' ich mir meinen Haß.
Ich vertilge das Kezzervolk.
Denn gegeben sind die Wege des Rechts izt.
Und die Sprüche der Strafe
Haben erschallt unter den Völkern.
Aber ein gewaltiges geschieht nun,

Erster.

Meine Heimath hab' ich verlassen,
Und meine Ruhe ist mir nimmer werth,
Und nicht wohnen will ich mehr,
Denn ein gröseres hab' ich empfahn,
Und ein andres gefällt mir.
Dem Feind begegn' ich auf dem Feld,
Und die That der Gewalt thu' ich,
Und mit Waffen zieh' ich umher,
Aber das Kreuz leitet mich.

Zweiter.

Rufet euch auf zu des Verwegnen Lust!
Und habt Gefallen an der Gefahr!
Denn im Land ist kein Frieden mehr,
Und, wie der Frühlingsschnee, glänzt
Weiß auf der Berge Ferne
Des Krieges Gezelt,
Schau' wie er glänzt, ein stilles
Zeichen der mächtigen Nähe,
Wie lieblich furchtbar er glänzt!

Dritter.

Aber ich richte sie aus des Kreuzes
Gewalt und sein Recht, ich stelle es dar.
Herrschen soll es über der Zeiten Fluth,
Und schwimmen über des
Stroms schwellenden Sturm.
Wie es herab kam aus dunkler Vorzeit,
Heilig, in ahndender Ehrfurcht.
Und die Frevler tilget mein Schwerdt,
Die Frevler des böslichen Wahns.

Se IV, 1 S. 68—72).

(Platz in Calvisson. Camisards von Cavaliers Parthey.)

Erster.

Es ruht das Schwerdt. Die Waffen feyern.
Finster umfließt, wie tief im Wald-Schatten
Ein Strom, die Ruhe das Herz mir.
O! hört' ich wieder Gesang der Schlacht!
Den schallenden Reigen des Stahls!

O! trüge mich hinaus!
Aus den Mauern hinaus!
Die Flucht meines Rosses in das Feld!
Über die Ebene hinweg zum Kampf!
Zu der schimmernden Schwerdter Kampf!

Zweiter.

O! erkrankend fühle den Schmerz ich in mir.
O! Sehnsuchtswolke du fassest mich
Ich seh' euch Berge der Heimath,
Und euch Tiefen der Thäler, erblick' ich,
Wo im luftigen Wald wandelt das
Wild, an den Quellen, wo
Das Reh sich tränket bei Nacht,
Weilt meine Seele. O! umtöntest
Du mich tönend Geschoß der Jagd!

Dritter.

Gefangen bin ich hier, verschlossen in Kerkers
Wand und im Busen wüthet der Stachel,
Der Stachel des Schmerzes mir.
Eine Stimme hör' ich, sie rufet mir,
Und ich kann ihr nicht folgen hinaus.
O! Grabesstille du!
O! wie hasse ich dich!
Geier der Lüfte, könnte ich dir
Folgen über die Wolken jetzt
Raubschauend, lüftetrunkenjauchzend.

Erster.

O! Feld des Streits, wann seh' ich dich wieder,
O! Licht des Gefechts, wann erscheinest du?
Es erglänzte die Seele mir
Von schnaubender Rosse Gewühl,
Und von der Jünglinge flammendem Sieg,
Und der Trommete Gold
Durchdrang mich ein Pfeil.
Schwingen wie über Schatten der Heide
Zur Morgenjagd meine Gedan-
(!) ken Licht des Gefechts dir zu.

Zweiter.

O! setzten über den Strom doch wir jetzt
Auf flüchtigen Rossen über den Strom
Ereilend des Feindes Flucht;
Und unten im buschigten Grund halten wir
Schauen nach ihm, der naht,
Sicher sich glaubend naht.
Den Sporn alle zumal in die Rosse
Die Stirnen voraus, die glänzenden Klingen
Auf den blutenden Feind stürzen wir uns.

Dritter.

O! Stille der Sehnsucht du tödtest mich,
O! Quelle! Quelle des Verlangens, in der Brust
Aufschwellende, ausströmende.
O! Gewalt des Lebens, du tödtest mich,
Finsterniß des Tod's, du umfängst mich,
Nicht mit purpurner Wunde
Sterb' ich, nicht im Rauschen
Der Schlacht unter den tapfern
Freunden voran in den Reihen sink' ich
In der Rechten das muthige Schwerdt.

Erster.

Nein länger halte ich die Seele mir nimmer
Und sollt' ich keinem Rechte mehr gehorchen
Und achten auf kein Zeichen mehr,
Denn mein Verderben schau' ich ja längst,
Und elend vergehen das mag ich nicht.
O! Freiheit! O! Freiheit!
Ich erlöse den Zorn mir,
Gestirn des Himmels, zu dir kehr' ich,
Seh' dich wieder im nächtlichen Streitfeld
Wo dein Schimmer glänzt über der Flamme der Reiser.

Zweiter.

Und sollt' es mir enden zum Untergang,
Ich bleibe nicht mehr üblem Rath gehorchend,
Mein Schwerdt ich gebrauch' es wieder,
Es gelüstet nach des Raubs Wegen mir, nach der
Nächtlichen That des Überfalls

Nach Blut in des Wald's Schoofs
In's lebende Laub strömend.
Die Zukunft beschäftigt mich ganz.
Nicht gedenk ich der Gegenwart
Nicht der Vergangenheit ich mehr.

Dritter.

Wie frohlock' ich, daß der Morgenstrahl
Mich find't an des Gebirgs heimlichem Pfad
Herabsteigend in des Thals Nebel.
O! wie gesundet das Herz mir nun, ich fliege
An den Städten vorbei, an den Flecken,
Wo die Menschen wohnen,
Ich hasse die Mauern.
Am Himmel das Morgenroth lockt mich.
O! bald, bald seh ich ihn wieder, Staub des Gefechts,
Breite Wunden des Stahls, Bäumen der Rosse.

Se IV, 1 (S. 78—80)

Camisards von Ravanels Parthei.

Zur Freiheit ziehen wir, zur Freiheit!
In das Gebürg' mit freier Brust
In das Gebürg' wir zu den Brüdern
Gelagert nächtlich in dem Thal.
Den schlimmen Rath verlaß
Ich und den schlimmen Ort.
Das Schwerdt erglänzt, das Schwerdt
Mir in der Rechten jetzt.

Camisards von Cavaliers Parthei.

Wir bleiben treu dem theueren Führer
Dem guten, vielerfahrnen treu.
Die ihm um's Haupt die goldne Wolke
Des Ruhms, erglänzt, der folgen wir.
Nicht ziemt es von dem Recht
Der Ordnung abzustehn.
Euch bringt's noch Untergang,
Noch schrecklich Untergang.

Camisards von Ravanels Parthei.

Ihr sollt nicht schmähn, die ihr uns ließet,
Denn sehr empört es uns das Herz.
Wir bleiben fest in gutem Glauben,
Und euch ergriff des Zweifels Furcht.
Wie euch die Angst verdirbt,
Und Ausgang übler That,
Das seh' vor Augen ich,
Und ich beklag' euch nicht.

Camisards von Cavaliers Parthei.

Lebt wohl! Des langen Kampfs Genossen!
Lebt wohl! O! wie ergreift mich Schmerz,
Daß ich sie lassen muß, die Brüder,
Und welch Geschick sie treffen mag!
Erschüttert folge ich
Dem unbekannten Pfad,
Betraure sie, und für
Mich selbst bin ich besorgt.

Se V, 3 (S. 119—120)

Schlußszene.

Platz vor dem Schloß Castelnau. Morgendämmerung.

Nach Rolands Tode.

Ravanel und Catinat mit Camisards kommen.

Catinat.

Wir haben aufgehört zu seyn. Die Hoffnung hat
Begraben diese Nacht und dieser Sturm.

Ravanel.

Nicht Hoffnung mehr? Nun gut, so leben wir
Fortan nur für uns selbst, und für nichts sonst mehr.

Catinat.

Mir däucht, die Uhr der Zeit sey abgelaufen.
Und hätten wir gelandt an ödem Strand.
Doch irrt noch Rache in der Seele mir,
Und dunkles sonst, und wenn du's glaubst, so wollen
Wir noch einmal uns den Lebend'gen zeigen.

Ravanel.

Sie sollen sehn den Tod. Wir gehn mit ihm.

Catinat.

So sey es, Ravanel, ich zieh' mein Schwerdt
Und schwör' den letzten, der Vertilgung Schwur.

Ravanel.

Ich schwör' nicht, und nicht Worte red' ich mehr.
Nur blutig will ich sprechen meinen Zorn.
Und aufgebunden seyen alle Bande.
Ich hasse sie, und das Verkehr der Menschen
Hass' ich und seiner Ordnung falsche Arglist.
Cam'raden! lang des Streits Genossen! hört!
Wir hatten einmal einen Bund gestiftet
Der Mild' und Sanftmuth, recht der Sanftmuth war's. —
Denn diese Schwachheit war das Einzige,
Worin der Mann, der hier gefallen, fehlte.
Und darum auch ist heute er gefallen.
Er ist jetzt aufgelöst der Bund der Sanftmuth.
Sanftmuth! wo ist sie noch? Sind sanft die Schatten
Der tück'schen Nacht? Ist des Verräthers Auge
Sanft? Ist sanft der Sturm? Waren's die Wellen,
Wie heute unsre Hoffnung sie verschlangen?
Vernichtet, aufgelöst ist dieser Bund
Der Sanftmuth jetzt, und jeder andre Bund,
Und sonst ein jedes Band, was uns umschloß,
Was Menschenfalschheit knüpft mit Menschenschwachheit,
Das alles jetzt vernicht' ich. Wir sind frei!
Ein jeder gehe jetzt wohin er mag!
Vor allem thue er, was ihm gelüstet!
Und bleibt er, ist's uns lieb, und geht er, ist's
Uns lieber noch, denn keinen brauchen wir.
Mit Menschen haben wir nunmehr geendet,
Und nichts gemein mit ihnen mehr, als Feindschaft.

— Ende. —

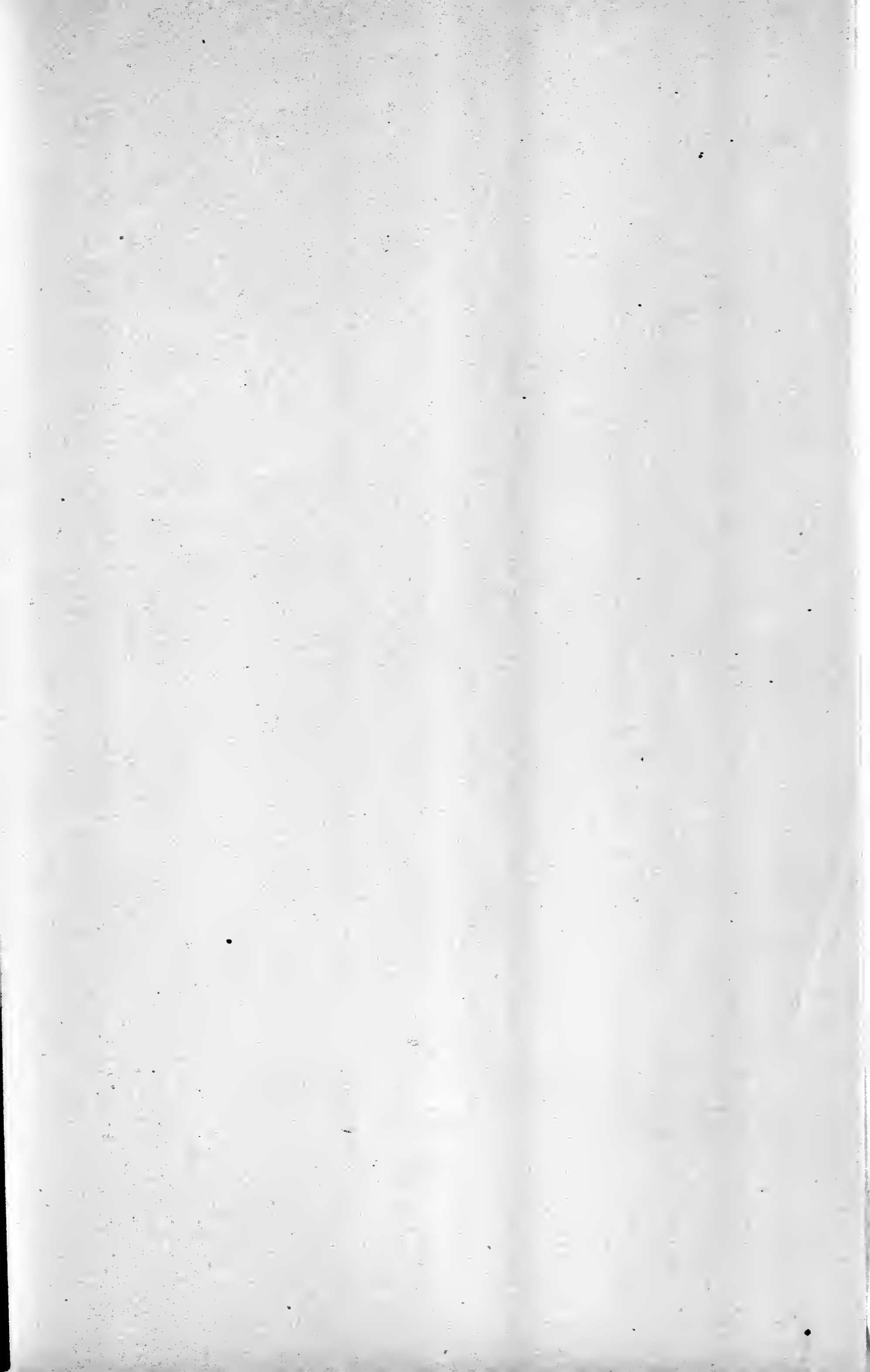
Namenverzeichnis.

An Statt eines Druckfehlerverzeichnisses.

Die wenigen nachträglich gefundenen Versehen scheinen mir als solche so leicht erkennbar, daß ich eine besondere Zusammenstellung unterlasse. Daß auf S. 46, Zeile 5 v. u. nicht „des Abts“ steht, ist der schlimmsten Fehler einer. Geringere — versetzte Buchstaben oder Interpunktionen — werden den Leser umso weniger stören. In den Citaten ist stets die Schreibart des Originals gewahrt. Nur auf S. 22, Zeile 2 v. u. ist in dem Wort „gesunder“ irrtümlich das s ausgefallen.

H. L.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

